

VI. Wundervölker in spätmittelalterlichen Reiseberichten

1. Marco Polo und Rustichello: „notre livre“ und die Unfaßbarkeit der Wunder

Die Geschichte der beiden venezianischen Kaufleute und ihrer gescheiterten Bemühungen, würdige Vertreter der christlichen Lehre an den Hof des Großkhans zu bringen, bildet den Prolog des heute wohl bekanntesten Reiseberichts über den Fernen Osten, dessen Originaltitel aller Wahrscheinlichkeit nach *Le divisament dou monde* lautete.

Marco, der Sohn des Kaufmanns Nicolò Polo, war siebzehn Jahre alt, als er seinen Vater und seinen Onkel im Jahr 1271 auf deren zweiten Fahrt in das Reich des Großkhans begleitete. Die Venezianer waren nunmehr offizielle Beauftragte Qubilais und mit dessen Autoritätssiegeln versehen. Dennoch hatten sie es offenbar nicht allzu eilig: in der Stadt *Canpiciu*, dem heutigen Ganzhou in der Provinz Gansu, verweilten sie etwa ein Jahr „por lor fait“,³⁵⁹ was wahrscheinlich bedeutet, daß sie ihren Handelsgeschäften nachgingen. In Shang-du, der Sommerresidenz des Großkhans, trafen sie schließlich auf Qubilai und seinen Hofstaat und begleiteten ihn im Jahr 1275 nach Ta-tu, der neuen „Herrscher-Stadt“, die der Khan 1267 nordöstlich des alten Peking hatte errichten lassen und die in der ältesten erhaltenen, franko-venetischen Fassung - mit Anklang an die Übersetzung ins Türkische „Qan-balyk“ - als *Canbalu* bezeichnet wird.³⁶⁰ Vermutlich war Marco in den folgenden Jahrzehnten im Dienst des Großkhans tätig - wie das *Divisament* berichtet, sogar als Gouverneur der großen Handelsstadt Yangchou - und bereiste im Auftrag des mongolischen Herrschers verschiedene Provinzen und Städte des Reichs.³⁶¹

Die Karriere des venezianischen Kaufmannssohns unter dem ersten Kaiser der Yüan-Dynastie - „Uranfang“ lautete der sprechende dynastische Name, den Qubilai 1271 seinem Herscherhaus verliehen hatte³⁶² - mag zunächst verwundern. Es war aber durchaus

³⁵⁹ ebend., S. 379.

³⁶⁰ vgl. R. Trauzettel, *Die Yüan-Dynastie*, in: (hrsg.) M. Weiers, *Die Mongolen*, op. cit., S. 225.

³⁶¹ Obwohl die Authentizität der Reise Marco Polos kaum mehr bezweifelt wird, bleibt die Frage offen, inwieweit er wirklich im Dienst des Großkhans stand, da sein Name bislang in keiner zeitgenössischen chinesischen Quelle ausgemacht werden konnte. Dies sowie die Tatsache, daß Marco Polo weder das chinesische Schriftsystem noch die große Mauer erwähnt, hat auf Seiten der Sinologen verschiedentlich zu dem Verdacht geführt, daß er nur bis Karakorum gelangt sei und sein Wissen über China iranischen Kaufleuten verdanke, s. R. Trauzettel, op. cit., S. 233. Andere Wissenschaftler nehmen zwar den Aufenthalt in Nordchina als gesichert an, geben aber zu bedenken, daß Marco Polo von den Provinzen Yunnan, Fujian und Kanton auch in Nordchina oder aber auf seiner Rückreise durch den Indischen Ozean habe Kenntnis erhalten können, s. Ph. Braunstein und R. Delort, *Venise – portrait historique d'une cité*, S. 76.

³⁶² s. R. Trauzettel, op. cit., S. 220.

nicht ungewöhnlich, daß die zahlenmäßig geringe mongolische Führungsschicht sich exotischer Ausländer bediente, um die nordchinesischen Provinzen, insbesondere jedoch die seit den siebziger Jahren des Jahrhunderts eroberten Regionen in Südchina zu kontrollieren, die - nach dem „Freitod“ des bis nach Fujian vor den mongolischen Heeren zurückgewichenen Kaisers der südlichen Sung im Jahr 1279 - vollständig von den Mongolen besetzt waren.

Die Fremdherren hatten in ihrem Herrschaftsbereich ein Klassensystem eingeführt, das die Gesellschaft in vier Kategorien teilte. Die Spitze bildeten die Nomadenstämme mit ihrer eigenen Hierarchie, die eine strenge Unterscheidung zwischen Militäraristokratie und einfachem Volk vorsah. Die zweite Gruppe bestand aus den *semuren*, den verschiedenen Ethnien, die weder mongolisch noch chinesisch noch sinisiert waren und zu denen Völker türkischer Herkunft, Tibeter, Tanguten, Russen, aber auch „Lateiner“ wie beispielsweise Marco Polo zählten. In die dritte Kategorie fielen die *hanren*, eine Bezeichnung, die im großen und ganzen alle ehemaligen Untertanen des Liao- und des Jin-Reiches erfaßte, also Chinesen, Kitan, Dschurdschen sowie auch die in Nordchina ansässigen sinisierten Koreaner. Den niedrigsten Status besaßen die *xin furen*, die „neuen Untertanen“ des südchinesischen Reichs. Diese Einteilung der eroberten Völker bildete die Grundlage für alle juristischen, administrativen und steuerpolitischen Entscheidungen; sie beruhte jedoch nicht auf rassistischen Erwägungen, sondern richtete sich nach dem Zeitpunkt, zu dem die jeweilige Bevölkerungsgruppe in das mongolische Reich eingegliedert worden war. Leitende Positionen konnten nur von Mongolen bekleidet werden und waren erblich. Die Zivilgouverneure der Verwaltungsbezirke waren zumeist Mongolen, in selteneren Fällen jedoch auch *semuren*; als stellvertretende Gouverneure fungierten vornehmlich Muslime aus Zentral- oder Vorderasien.³⁶³ Diese scheinen aber auch andere wichtige Funktionen ausgeübt zu haben: so wird im *Divisament* ein „compagnon que avoit a nom Curcifar“ des Messer Marco Polo erwähnt, „un turs que mout etoit saje“ [„ein Türke, der sehr klug war“], und der offenkundig als Verwalter der Minen von Tianshan im Dienst des Großkhans tätig war.³⁶⁴ Obwohl Marco Polo als Gouverneur der Stadt Yangchou bis-

³⁶³ vgl. J. Gernet, *Die chinesische Welt*, S. 313.

³⁶⁴ Marco Polo, *op. cit.*, S. 375. Auch für die Konstruktion jener Wurfmaschinen, die den Fall der Stadt Saianfu, Xiangyang am Han-Fluß, herbeiführten und im *Divisament* Marco Polo zugeschrieben werden, sind in chinesischen Quellen muslimische Namen bezeugt, s. (hrsg.) E. Guiscard, Marco Polo, *Die Wunder der Welt*, Nachwort, S. 461.

lang nicht nachgewiesen werden konnte, wird man nicht ausschließen dürfen, daß auch er als *semuren* eine relativ einflußreiche Position bekleidete und seine Reisen durch das chinesische Reich im Auftrag Qubilai Khans durchaus politischer Natur waren.

Im Jahr 1292 – siebzehn Jahre nach ihrer Ankunft in *Canbalu* – schifften sich die Polos in Begleitung einer Gesandtschaft, die dem Ilkhan Arghun eine mongolische Prinzessin namens Kökacin als Braut zuführen sollte, in Quanzhou ein. Ihr Rückweg entlang der ‚Seidenstraße zu See‘ wird sie über Vietnam, Java, die malayische Halbinsel, Ceylon, die Küste von Malabar, Mehran und die Südostküste des Iran geführt haben. Im Jahr 1294 traf die durch Krankheit und Schiffbruch stark dezimierte Gesandtschaft in Ormus ein, wo sie erfuhr, daß der Bräutigam bereits verstorben war, weshalb Kökacin kurzerhand mit dessen Sohn und Nachfolger Ghazan vermählt wurde.

Nach fast fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit kehrten die Polos schließlich im Jahr 1295 in ihre Heimatstadt Venedig zurück. Bereits kurze Zeit später geriet Marco bei den kriegerischen Auseinandersetzungen, die sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts zwischen den beiden rivalisierenden Seemächten Genua und Venedig abspielten, vielleicht in der Schlacht von Curzolo, möglicherweise sogar als Kommandant einer Kriegsgaleere, in genuesische Gefangenschaft. Dort traf der Venezianer in jener merkwürdigen, eigentlich exklusiv für pisanische Kriegsgefangene eingerichteten „Universitas Carceratorum Pisanorum Janue defentorum“, die sogar ein eigenes Siegel führen durfte,³⁶⁵ auf einen Pisaner namens Rustichello, der wohl schon seit 1284 in diesem Gefängnis einsaß: nämlich nach jener traumatischen Niederlage von Meloria, bei der – wie Petrarca schreibt – die Pisaner nicht allein ihre gesamte Flotte, sondern auch jede weitere Lust an der Seefahrt verloren hatten.³⁶⁶

Rustichello war Literat und Kompilator und zu seiner Zeit kein unbekannter Autor. In den 70er Jahren hatte er ein Ritterepos verfaßt, das „toutes les granz adventures dou monde“ verhandelte, sich jedoch insbesondere mit den Abenteuern der Herren Lanceloth du Lac

³⁶⁵ s. F. E. Reichert, *Marco Polos Buch. Lesarten des Fremden*, in: (hrsg.) D. Harth, *Fiktion des Fremden*, S. 181.

³⁶⁶ „(...) Pisas autem ex ipsa puppe gubernaculi tibi rector ostendet, civitatem pervetustam sed recenti et decora specie et, licet in plano sitam, non tamen, ut magna pars urbium, paucis turibus sed totam simul eminentissimis edificiis apparentem, quodam quoque maris potentissimam donec, patrum memoria, non modo vires equoreas sed animos navigandique propositum, magno victi prelio Januensim, amisere“, F. Petrarca, *Itinerario in Terra Santa*, S. 48-50.

und Tristan de Leonois befaßte und einigen Zuspruch gefunden hatte.³⁶⁷ Aus der Zusammenarbeit zwischen Rustichello und Marco Polo entstand in den Jahren 1298/99 „notre livre“, das zunächst – wie bereits erwähnt – wahrscheinlich den Titel *Le Divisament dou monde* trug, später aber zumeist als *Livre des merveilles* oder unter den italienischen Bezeichnungen *Delle meraviglie del mondo* sowie als *Il Milione* bekannt wurde.

Der Originaltext des *Divisament* war vermutlich in einem Idiom verfaßt, das gemeinhin als Franko-Venetisch bezeichnet wird: einer rein literarischen Koiné, die als „parlure plus delitable“ insbesondere für Abschriften und Bearbeitungen französischer Heldenepen benutzt wurde.³⁶⁸ Zwischen dem Ende des 12. und dem ausgehenden 14. Jahrhundert waren verschiedene Schriftsprachen in Oberitalien verbreitet, die auf dem Französischen basierten, aber mit italienischen Elementen versetzt waren und zur Verbreitung genuin französischer Texte im norditalienischen Raum dienten. Diese Sprachmischungen gehorchten keinen festen Regeln, so daß der jeweilige Anteil des Französischen respektive Italienischen von Handschrift zu Handschrift variieren konnte. Noch zu Lebzeiten Marco Polos entstanden französische, toskanische, venezianische und lateinische Fassungen des *Divisament*, was für den unmittelbaren Erfolg des Buches zu sprechen scheint; in den nachfolgenden Jahrhunderten avancierte es zu einem der meistgelesenen Reiseberichte und wurde in fast alle abendländischen Volkssprachen übertragen.³⁶⁹

Immer wieder hat der Text durch Kopisten, Übersetzer und Herausgeber Veränderungen erfahren, ist erweitert, gekürzt und je nach Auftraggeber oder Publikumsgeschmack intentional bearbeitet worden. Die einzelnen Textvarianten können stark voneinander abweichen, wie beispielsweise eine noch zu Lebzeiten Marco Polos (vermutlich zwischen 1310 und 1314) entstandene Fassung zeigt, die der Dominikanermönch Fra Pipino da

³⁶⁷ Leider sind die Ausgaben dieses Epos schwer zugänglich und die Angaben darüber recht unterschiedlich. So meint P. Wunderli, es handele von Meliadus, dem vermeintlichen Vater Tristans (P. Wunderli, *Marco Polo und der Ferne Osten*, *op. cit.*, S. 132); F. E. Reichert, *Marco Polos Buch*, *op. cit.*, S. 181, stimmt zwar mit dem Titel des Opus überein, ist aber der Ansicht, Meliadus sei dort der Vater des Artus; M. Milanese hingegen spricht von „Guiron le courtois“ als Titel (Vorwort zu *I viaggi di Marco Polo*, in: G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. III, S. 15), wobei sie sich auf L. F. Benedetto zu beziehen scheint, der in seiner umfangreichen Studie zur Überlieferung des *Divisament* ebenfalls diesen Titel genannt und einige Zeilen aus Rustichellos Vorwort zu diesem Epos zitiert hat, *La tradizione manoscritta del Milione di Marco Polo*, S. XVI.

³⁶⁸ vgl. dazu L. F. Benedetto, *op. cit.*, Kap. I; C. Segre, Einleitung zu Marco Polo, *op. cit.*, S. 15, sowie ausführlich P. Wunderli, *op. cit.*, S. 134. Letzterer ordnet das *Divisament* dem *francese colloquiale* zu, das dem *francese libresco* verwandt sein soll und nicht wie das Franko-Venetische als reine Literatursprache fungierte. Wie es scheint, ist die Diskussion um die Sprache des *Divisament* noch nicht abgeschlossen; unbestritten ist jedoch, daß Rustichellos kompiliertes Ritterepos in demselben Idiom verfaßt ist.

³⁶⁹ s. F. E. Reichert, *op. cit.*, S. 183.

Bologna im Auftrag seines Ordens erstellte. Der Mönch benutzte eine venezianische Handschrift als Vorlage, um den *Divisament* in die lateinische Sprache zu übertragen. Die Version des Fra Pipino – die zumeist als *De Liber consuetudinibus et conditionibus orientalium regionum* überschrieben ist – scheint sehr weit verbreitet gewesen zu sein. Sie bildet die Grundlage für etwa die Hälfte der 150 überlieferten Manuskripte, was nicht zuletzt von der regen Bemühung des Dominikanerordens zeugt, den Text einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Wie man schon dem Prolog entnehmen kann, hat Pipino den *Divisament* überarbeitet und dabei deutlich klerikale Akzente gesetzt: der Leser wird über den Nutzen seiner Lektüre aufgeklärt, die zur Ehrfurcht vor den göttlichen Wunderwerken bewegen, zugleich die „cecitatem tenebrosam“ der Ungläubigen vor Augen führen und zum Missionswerk in den asiatischen Gebieten anregen soll.³⁷⁰ Bereits im Jahr 1485 wurde der *Liber de consuetudinibus* in Antwerpen gedruckt, und eines von diesen Druckexemplaren begleitete Columbus auf seiner Fahrt nach (West-)Indien. Der Text des Fra Pipino ist im übrigen von der Marco Polo-Forschung, die sich in ihren Anfängen vor allem um die Rekonstruktion einer möglichst „authentischen“ Fassung bemüht hat, wenig beachtet worden, und seine Bedeutung für die Rezeption des *Divisament* scheint erst in jüngerer Zeit erkannt zu werden; die Diskussion wird allerdings dadurch erschwert, daß eine unkommentierte Faksimile-Ausgabe des Antwerpener Frühdrucks, die aufgrund der mittellateinischen Abkürzungen sowie zahlreicher Druckfehler nur schwer zu entziffern ist, bislang die einzige allgemein zugängliche Diskussionsgrundlage bildet.³⁷¹

Eine weitere interessante und für die Rezeption folgenreiche Bearbeitung erfuhr der *Divisament* zwischen den Jahren 1550 und 1560 durch den venezianischen Humanisten Giovanni Battista Ramusio, der in seiner umfangreichen Sammlung von Reiseberichten aus der Alten und Neuen Welt mit dem Titel *Navigazioni e viaggi* den ersten Versuch einer im humanistischen Sinn ‚kritischen‘ Textausgabe des *Divisament* publizierte. Auch Ramusio stützte sich auf Pipino, zog jedoch darüber hinaus vier weitere Manuskripte heran und erstellte – leider ohne explizite Angabe seiner Kriterien – eine seinen eigenen Vorstellun-

³⁷⁰ vgl. F. Pipino, Faksimile-Ausgabe des Antwerpener Frühdrucks, Vorwort.

³⁷¹ Ein Kapitel aus dem *Liber* des Pipino hat D. Walz übersetzt und mit einer kleinen Einleitung versehen in: (hrsg.) D. Walz, *Lateinische Prosa des Mittelalters*, S. 390ff. Frau Walz verdanke ich auch die Auskunft, warum diese für die Rezeption so wichtige lateinische Fassung noch in keiner kritischen Edition vorliegt: zu diesem Zweck müßten über 150 Manuskripte durchgesehen werden, die über die ganze Welt verstreut sind. Die Faksimile-Ausgabe der ersten Antwerpener Druckfassung ist kurioserweise im Jahr 1949 in Japan veröffentlicht worden.

gen nach korrekte, von überflüssigen Zusätzen gereinigte Fassung. Von Interesse ist Ramusios Bemühung nicht zuletzt deswegen, weil ihm eine lateinische Version des Textes zur Verfügung stand, die zwar jünger als viele ihrer Textschwwestern, doch in einigen Passagen sehr viel ausführlicher ist. Diese sogenannte Zelada-Handschrift blieb lange Zeit unauffindbar, und da man in keinem der anderen Manuskripte die bei Ramusio überlieferten Passagen fand, wurde dieser über lange Zeit verdächtigt, den Text nach eigenem Gutdünken bearbeitet zu haben. Seit jedoch im Jahr 1933 die Zeleda-Handschrift in Toledo aufgefunden wurde,³⁷² bildet sie gemeinsam mit der franko-venetischen Fassung der Bibliothèque Nationale (MS 116) sowie der sogenannten toskanischen *Ottimo*-Fassung die Basis der meisten Editionen des *Divisament*.³⁷³

Die komplizierte Textüberlieferung des *Divisament* verdient schon deshalb Erwähnung, weil es nicht ganz zufällig scheint, daß gerade dieser Text Gegenstand so vieler unterschiedlicher Bearbeitungen geworden ist und Kopisten, Übersetzer, Herausgeber zu immer neuen Varianten angeregt hat. Zwar ist die Textgrundlage bei fast allen Reiseberichten des Mittelalters unsicher, und die Interpreten sehen sich oft einer Fülle an Manuskripten gegenüber, die erheblich voneinander abweichen können, indem manchmal ganze Textpassagen ausgelassen, umgestellt oder aber auch hinzugefügt wurden.³⁷⁴ Im Fall des *Divisament* ist dieses Problem jedoch von besonderer Signifikanz; der Text hat einen wahren „Überlieferungssalat“³⁷⁵ inspiriert, was nicht zuletzt in seiner Form begründet scheint. Denn „notre livre“ stellt formal und inhaltlich sehr unterschiedliche Textteile zu einem Ganzen zusammen, weshalb es auch schwerfällt - obwohl derartige Definitions-

³⁷² Bereits im Jahr 1928 veröffentlichte Luigi Foscolo Benedetto eine Handschrift, die er in der Mailänder Ambrosiana aufgefunden hatte und die eindeutig auf der Zelada-Handschrift basierte.

³⁷³ Die Bearbeitung des Ramusio hingegen – *Il libro di Messer Marco Polo, gentiluomo di Venezia, fatto per un Genovese* (Ramusio hielt Rustichello noch für einen Genuesen) – ist ebenso wie die Version des Fra Pipino durch die wissenschaftliche Zielsetzung, einen möglichst originaltreuen Text zu rekonstruieren, weitgehend aus dem Blickfeld geraten. Es steht allerdings außer Frage, daß sowohl die theologisch aufgearbeitete Fassung des Dominikaners Fra Pipino wie auch die in einem lebhaften Erzählduktus gehaltene Übersetzung des Humanisten Ramusio für die Rezeptionsgeschichte des *Divisament dou monde* eine ungleich wichtigere Rolle gespielt haben als die wie auch immer geartete originale Version des Textes.

³⁷⁴ Auf die Problematik weist insbesondere F. E. Reichert hin, *Eine unbekanntte Version der Asienreise Odorichs*, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters*, S. 532.

³⁷⁵ s. P. Wunderli, *op. cit.*, S. 136; wer sich davon nicht entmutigen läßt, wird über die unterschiedlichen Textredaktionen ausführlich (mehr als 200 kleingedruckte Seiten!) und bis heute grundlegend informiert von L. F. Benedetto, *La Tradizione manoscritta del „Milione“ di Marco Polo*.

versuche unternommen worden sind³⁷⁶ - den *Divisament* einer spezifischen literarischen Gattung zuzuordnen: fast schematisch anmutende Beschreibungen unterschiedlicher Provinzen und Städte wechseln mit erbaulichen *exempla* von der Allmacht des christlichen Glaubens; bunte *aventiuren* und Schlachten ritterlicher Mongolen, die geradewegs der Artusrunde entsprungen zu sein scheinen, stehen neben Notizen zu Handels- und Gewinnchancen, wie sie aus einer *pratica della mercatura*³⁷⁷ stammen könnten; kurze Berichte über die wundersamen Sitten und Gebräuche fremder Völker sowie novelleske Erzählungen über ihre Liebeshändel werden ebenso eingeflochten wie historische Exkurse über den Aufstieg und die Machtentfaltung der Mongolen. Je nach Geschmack und Neigung konnten diese Tendenzen durch den jeweiligen Bearbeiter ausgebaut oder zurückgenommen werden.

Der Eindruck des Heterogenen, der sich durch die Zusammenstellung dieser - aus heutiger Sicht - disparaten Elemente ergibt, ist häufig auf die doppelte Autorschaft von Rustichello und Marco Polo zurückgeführt worden. Immer wieder hat man daher versucht, die erzählerischen Anteile des einen oder anderen auszumachen, wobei dem ‚reisenden Kaufmann‘ Marco Polo alle ‚empirischen‘, i.e. authentischen oder wirklichkeitsbezogenen Informationen zugeschrieben wurden, während Rustichello ausnahmslos für die literarischen Aspekte (darunter natürlich auch die Spuren konventioneller *mirabilia*-Berichte) verantwortlich sein sollte.³⁷⁸ Implizit wird dabei vorausgesetzt, daß Marco Polo eine Art *tabula rasa* gewesen sei, auf der sich alle ‚neuen‘ Erfahrungen objektiv eingetragen hätten, während Rustichello diese in die Denk- und Darstellungsschemata eines „phantastischen Mittelalters“³⁷⁹ übertragen habe. Indessen zeichnet sich der *Divisament* durch eine Erzählstruktur aus, die sich immer wieder einer eindeutigen Rollenzuteilung entzieht und sich schon insofern dezidiert von der Reiseliteratur des ausgehenden Mittelalters unterscheidet; dies gilt insbesondere für die älteste erhaltene, franko-venetische

³⁷⁶ Beispielsweise C. Segre: „Il Milione è un trattato geografico“, Einleitung, Marco Polo, *op. cit.*, S. XXI; dagegen P. Wunderli, der es den Enzyklopädien der Zeit vergleicht, *op. cit.*, S. 142. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, von welchem Text man überhaupt ausgehen soll.

³⁷⁷ Eine Art Handbuch für Kaufleute, in dem diese alles ihnen Bemerkenswerte verzeichneten.

³⁷⁸ s. H. Neumann, „Ein gar wunderbarlich dinkch vnd vngelawblichß, vnd ist doch war“: das Schreckliche Tal in Reiseberichten des späten Mittelalters, in: *Zeitschrift für Germanistik*, S. 37. Die Bemühung, in den einzelnen Reiseberichten „die Grenze zwischen nichtfiktionalem Schreiben und bewußter Fiktionalität“ (H. Neumann) zu rekonstruieren, scheint mir diesem Dilemma allerdings nicht zu entgehen.

³⁷⁹ So der Titel eines Buches von J. Baltrusaitis über die Ursprünge „phantastischer“ Elemente in der Kunst des europäischen Mittelalters. Da mir der Begriff „phantastisch“ als Epitheton für das Mittelalter ebenso unpassend erscheint wie „dunkel“, setze ich ihn in Anführungszeichen.

Fassung, die den nachfolgenden Überlegungen als Textgrundlage dienen wird. Im übrigen läßt sich diese eigentümliche Erzählhaltung nicht mit der doppelten Autorenschaft von Rustichello und Polo begründen; auch Odorich von Pordenones *Itinerarium* ist nicht von ihm selbst aufgezeichnet worden, und den Reisebericht des Venezianers Niccolò Conti – von dem noch die Rede sein wird – hat der literarisch bewanderte Poggio Bracciolini verfaßt. Besonders verwirrend ist schließlich der permanente Wechsel der Erzählperspektive im *Divisament*. Durch ein unablässiges Oszillieren der Erzähler-Positionen bleibt unklar, wer sich hinter dem Ich-Erzähler verbirgt: ein professioneller Erzähler wie Rustichello, der den Erfahrungen seines Protagonisten als Sprachrohr dienen soll und im sprachlichen Nachvollzug der Reise selbst zum staunenden Reisenden wird und seinen Erfahrungen Ausdruck zu verleihen sucht, oder ein Reisender, der, indem er von den Wunderdingen des Ostens Bericht erstatten will, seine Erzählung immer wieder in geebnete oder auch ungebnete Bahnen gleiten läßt? Es gibt im *Divisament* keine eindeutig definierbaren narrativen Positionen, sondern eher ein erzählerisches Personal, das immer wieder mit unterschiedlichen Stimmen spricht, sich aber nicht auf konkrete Personen zurückführen läßt.³⁸⁰ Diese ungewöhnliche Konstellation ist auch für die Beschreibung der Wunder des Ostens von entscheidender Bedeutung.

Nachrichten über Völkerschaften von monströser *physis* und kannibalistischen Eßgewohnheiten finden sich im *Divisament* – der *traditio* vom Wunderland Indien entsprechend – vornehmlich in dem letzten Abschnitt, der mit dem Titel überschrieben ist: „Ci comance le livre de Indie et devisera toutes les mervoilles que i sunt et les maineres des gens“.³⁸¹ Das Wunderland Indien wird auch hier als geographisch weites Gebiet verstanden. Auf Java beispielsweise ist das Einhorn heimisch – ein Tier, das wie die monströsen Völkerschaften einer bis in die vorchristliche Antike zurückreichenden Überlieferung entstammt und wie diese zu den Wundern des Ostens zählt. Bereits Ktesias hatte ausführlich von diesem seltsamen Wesen berichtet, das er als eine Art weißen Wildesel mit dunkelrotem Kopf und dunkelblauen Augen beschrieb. Sein aus der Stirn aufragendes Horn soll Ktesias zufolge ein überaus nützliches Heilmittel gegen Vergiftungen sein, wenn man es als

³⁸⁰ D. Rieger unterscheidet in seinem Aufsatz *Marco Polo und Rustichello da Pisa. Der Reisende und sein Erzähler* drei unterschiedliche „Erzähltypen“: Den Ich-Erzähler Rustichello, den Ich-Erzähler Marco Polo, die Wir-Erzähler (Ich + Er), um zu demonstrieren, wie diese unablässig oszillieren.

³⁸¹ Marco Polo, *op. cit.*, S. 529.

Trinkgefäß nutzen oder aber in pulverisierter Form zu sich nehmen würde. Megasthenes zufolge sah das Einhorn ganz anders aus: ein schwarzes Tier mit den Füßen eines Elefanten und dem Ringelschwänzchen eines Schweines, groß wie ein Pferd, dabei von furchtbarer Wildheit gegen seine Artgenossen, jedoch überaus sanft im Umgang mit anderen Lebewesen. Diese beiden widersprüchlichen Berichte wurden in der Folgezeit variiert und miteinander verschmolzen; sie bildeten die Grundlage für alle weiteren abendländischen Beschreibungen dieser wundersamen Tierart. So weiß beispielsweise Plinius vom Einhorn zu sagen, daß es „einen Körper wie ein Pferd, einen Kopf wie ein Hirsch, Füße wie ein Elefant und einen Schwanz wie ein Wildschwein“ habe und sich so unbändig betrage, daß es lebend nicht zu fangen sei.³⁸²

Die für das christliche Abendland bedeutendsten Quellen zur weiteren Entwicklung des Einhorn-Themas in Wort und Bild waren die zahlreichen mittelalterlichen Übersetzungen und Bearbeitungen des spätantiken *Physiologus*,³⁸³ die nicht nur anschauliche Beschreibungen des Tieres gaben, sondern auch praktische Ratschläge erteilten, wie es zu jagen und zu fangen sei:

Auch gibt es ein Tier, das heißt Einhorn. Von diesem erzählt der Physiologus, daß es eine schöne Gestalt habe. Es ist klein und sieht wie ein Kitz aus und ist sehr kühn. Es hat ein Horn am Kopf. Niemand vermag es zu fangen, wenn nicht mit dieser List: Man nimmt ein jungfräuliches Mägdlein und führt sie an den Ort, wo das Einhorn sich aufhält, und läßt sie dort zurück. Sobald das Einhorn sie sieht, springt es in ihren Schoß und schläft; so wird es gefangen und zum Palast des Königs geführt.³⁸⁴

In der christlichen Symbolik kam dem Einhorn eine besondere Bedeutung zu: die meisten Kirchenväter deuteten es christologisch als „geistlich einhurne“, wobei das Horn die Macht des Erlösers, seine Unbesiegbarkeit oder auch den Umstand, daß er der eingebore-

³⁸² Zur Geschichte des Einhorns s. H. Schöpf, *Fabeltiere*, S. 65-91; dort sind auch die Einhorn-Beschreibungen der angeführten Autoren zitiert.

³⁸³ Zum *Physiologus* und zu seiner Verbreitung, s. Anm. ??.

³⁸⁴ „Ouch ist ein tier unte heizzit einhurno. von deme zellit Physiologus, daz iz suslîch gislahte habe. Iz ist lutzil tier, unte ist deme chitzine gilîch, unte ist vile chuone. Iz habit ein horn an dem houbite. nehein man nimag in givâhen, newâre mit disme listes: Man nimit eine magit unte leittet sie in die stat, dâ der einhurn emzige wisit, unt lâzzit sie eine dâ. Sô der einhurne si gisihet, sô springet er in ir barm unde slâffet; sô wirt er gevungen, unde leitet man in zuo des chuniges phalinze“, zit. n. (hrsg.) F. Lauchert, *Geschichte des Physiologus*, S. 283.

ne Sohn Gottes war, versinnbildlichen konnte. So wie das Einhorn sich von niemand anderem als einer reinen Jungfrau fangen lasse, sei der Heiland in den unberührten Schoß der Gottesmutter hinabgestiegen. Die unbefleckte Empfängnis des Gottessohnes wird daher in der christlichen Kunst auch häufig durch Maria symbolisiert, auf deren Schoß das Einhorn ruht. Im Verlauf des Mittelalters wurde die Geschichte von der Einhornjagd durch die anschließende Tötung des Tieres ergänzt, wobei die Jäger – analog zu dem Vorwurf, den Tod Christi verschuldet zu haben – oftmals als Juden bezeichnet worden sind.³⁸⁵

Das Einhorn auf Java hat indessen – wie im *Divisament* etwas konsterniert vermerkt wird – mit dem Einhorn aus der *Physiologus*-Tradition und seiner Vorliebe für die jungfräulichen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts durchaus nichts gemein:

Es leben dort viele wilde Elefanten und Einhörner, die kaum kleiner als Elefanten sind. Ihr Fell gleicht jenem der Büffel, und Füße haben sie wie Elefanten; auf der Stirn hat das Tier ein sehr dickes, schwarzes Horn. Und ich sage Euch: mit dem Horn verletzt es niemanden, hingegen mit der Zunge, denn auf seiner Zunge hat es sehr lange Stacheln. Das Einhorn hat einen Kopf wie ein Wildschwein und neigt ihn unverwandt bodenwärts. Mit Vorliebe hält es sich im Morast und im Schlamm auf. Es ist als Tier äußerst häßlich anzusehen. Es ist nicht so, wie wir von ihm sagen und erzählen: daß es sich von jungen schönen Mädchen gefangennehmen läßt, sondern ich sage euch, es ist das genaue Gegenteil von dem, was wir sagen, daß es sei.³⁸⁶

³⁸⁵ Obwohl die positive Deutung des Einhorns dominiert, kann es auch als Symbol des Hochmuts und der Überheblichkeit figurieren; so konnte das Horn beispielsweise als *signum* des jüdischen Monotheismus gedeutet werden, der sich über die christliche Dreifaltigkeit erheben wolle, s. H. Schöpf, *op. cit.*, S. 65ff.

³⁸⁶ „Il ont leofans sauvages et ont unicornes aseç que ne sunt mie gueres moin que un leofans: il sunt dou poil dou bufal, les pies a fait come leofant, il a un cor enmi la front mout gros e noir. Et voç di que il ne fait maus (du cor, mes) con sa langue: car il a sus sa langue le spine mout longues; il a le chief fait come sengler sauvages; et toutes foies porte sa teste enchine ver terre; e demore mout voluntieres entre le bue et entre le fang; elle est mout laide beste a veoir. Il ne sunt pas ensi come nos de ca dion e deviçon: que dient qu’ele se laise prendre a la poucelle, mes vos di qu’il est tout le contraire de celz que nos qui dion que il fust“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 543-544.

„Mes vos di qu'il est tout le contraire de celz que nos qui dion que il fust“.³⁸⁷ In der Tat könnte man sich wohl kaum einen schärferen Kontrast denken: das finstere, sich mit Wollust im Schlamm wälzende Ungetüm auf Java (abgesehen von der stachligen Zunge handelt es sich um eine ziemlich exakte Beschreibung des später so genannten Java-Nashorns *Rhinoceros Sondaicus*) widerspricht allem, was „wir“ von Einhörnern zu wissen meinten.

Die „unicornes“ bilden gewissermaßen den Auftakt zu einer weiteren und womöglich noch größeren Enttäuschung. Denn mit regelrechter Empörung wird gleich im Anschluß an die falschen Einhörner von einem ebenfalls auf Java beheimateten Wundervolk berichtet, dessen Angehörige in Form von ausgestopften Exemplaren bis nach Europa exportiert wurden, wo sie offenkundig als begehrte Kuriositäten Absatz fanden. Die javanischen Einhörner hatten schließlich keine Schuld daran, daß sie den wirklichen Einhörnern so wenig ähnelten; das vermeintliche Zwergenvolk jedoch war in betrügerischer Absicht den Pygmäen oder einem der vielen anderen kleinwüchsigen Wundervölker kunstvoll anverwandelt worden:

Und ich will Euch sagen und wissen lassen, daß diejenigen, die kleine Menschen aus Indien mitbringen, große Lügner und Betrüger sind, denn ich sage Euch, daß das, von dem sie behaupten, daß es Menschen seien, auf dieser Insel hergestellt wird, und ich werde Euch auch sagen, wie. Es entspricht der Wahrheit, daß es auf dieser Insel eine Sorte von Affen gibt, die sehr klein sind und menschenähnliche Gesichter haben: die Menschen fangen diese Affen und entfernen das Fell, nur das Bart- und Brusthaar lassen sie stehen; dann werden sie getrocknet und mit Kampfer und anderen Dingen behandelt, so daß sie aussehen, als seien sie Menschen gewesen. Und das ist ein großer Betrug, da sie genau so hergestellt werden, wie Ihr gerade gehört habt: denn in ganz Indien und auch in keiner anderen wilderen Gegend wurden jemals solch kleine Menschen gesehen, wie diese es zu sein scheinen.³⁸⁸

³⁸⁷ Auch in der Ottimo-Fassung wird dieser Unterschied betont: „Ell'è molto laida bestia, né non è, come si dice di qua, ch'ella si lasci prendere a la pucella, ma è 'l contradio“, Marco Polo, *op. cit.* (*Ottimo*), S. 227.

³⁸⁸ „Et si vos vuoil dir et faire conoistre que celz que aportent les petit homes de Yndie est grande mensoigne e grant deceverie, car je voç di que celz, que cil dient que sunt homes, se font en ceste ysle e voç dirai comant.

Das Zwergenvolk also Lug und Trug! Kunstvoll präparierte Affenmumien, die als Touristennepp *avant la lettre* in den internationalen Handel gebracht worden sind. Angesichts dieser „grant deceverie“ wird sogar in Betracht gezogen, die Existenz solcher menschlichen Miniatur-Wesen generell in Abrede zu stellen.

Kaum jedoch, daß der Leser Zeit gefunden hat, sich von der „großen Enttäuschung“ über das kleinwüchsige Mumienvolk zu erholen und sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Einhörner äußerst häßlich sind und sich im Schlamm suhlen, wird nur drei Abschnitte später im Königreich *Lanbri* ein veritables Wundervolk Erwähnung finden, das dazu angehtan scheint, das Bild vom Wunderland Indien zumindest teilweise zu rehabilitieren. In *Lanbri* nämlich ist die Spezies des *homo caudatus* heimisch, des geschwänzten Menschen, der die zivilisierten Zentren meidet und in unwirtlichen Berggegenden haust - eben dort, wo man auch Einhörner findet:

Und noch eine Sache werden wir Euch erzählen, die sehr verwundert: denn ich sage euch, und das entspricht vollkommen der Wahrheit, daß in diesem Königreich Menschen leben, die einen mehr als eine Spanne langen Schwanz haben und behaart sind, und diese sind in der Überzahl. Und diese Menschen leben draußen in den Bergen und nicht in der Stadt. Die Schwänze sind so dick wie bei Hunden. Es gibt bei ihnen viele Einhörner. Sie haben viele Vögel und andere Tiere, die sie jagen.³⁸⁹

Der lapidare Satz: „il ont unicornes aseç“ gibt keine Auskunft darüber, welche Art von Einhörnern eigentlich auf *Lanbri* existieren. Die wirklichen Einhörner? Oder die häßlichen, falschen? Und wie sehen jene Einhörner in *Gouçurat* aus, von denen der *Divisament* berichtet, ihr Fell sei in so großen Mengen vorhanden, daß man es zu Lederwaren verarbeite?³⁹⁰

Il est voir que en ceste ysle a une mainere de singes que sunt mout pitetes et ont les vix que senblent homes: or les homes prennent celz tiel singes, e le pellent toute, et le laissent les poilz en la barbe et au peterin; puis le font secher e le metent en forme e l'adobent con canfara e con autre couse en tiel mainere qu'ele senblent que soient esté home. E ce est une grant deceverie, car il sunt fait en tel mainere com voç avés oi; car en toute Yndie, ne en autre pars plus sauvajes, ne furent onques veu nul si peitet homes come celz senblent“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 544.

³⁸⁹ „Et encore voç conteron une couse que bien fait a mervoiler: car je voç di tout vo[i]remant que en ceste roiam e homes que ont coe grant plus de un paum et ne sunt pi[l]eus[e], et cesti sunt tuit le plos[or]. E celz tiel homes demorent dehors as montaignes e ne pas en cité. Le coe sunt grose come de un chien. Il ont unicornes aseç; il ont venesionz et chacejonz d'ousiaus e de bestes aseç“, ebend., S. 547.

³⁹⁰ ebend., S. 585.

Der Miniaturist eines heute in Oxford befindlichen Kodex des *Divisament*³⁹¹ hat seiner offenkundigen Verwirrung, was von den Einhörnern zu halten sei, dadurch Ausdruck gegeben, daß er das seltsame Tier zweifach darstellte: einerseits in Gestalt eines Damhirsches, womit er der geläufigen abendländischen Imago vom Einhorn entsprach, andererseits als behuften menschengesichtigen Repräsentanten eines veritablen Wundervolks, der durch etwas anzüglich anmutende Blicke und Berührungen, vor allem jedoch durch das große Horn auf seiner Stirn deutlich seine Verwandtschaft mit dem Einhorntier bekundet (Abb. 49).

Die Beschreibung der Einwohner der Insel *Angaman* dürfte keine geringere Verwirrung ausgelöst haben, denn gezielt scheint in der Schwebe belassen zu sein, ob es sich bei ihnen um ein *qua traditio* bekanntes Wundervolk oder aber nur um ausnehmend häßliche Menschen handelt. Auf *Angaman* wohnt nämlich ein Volk „come bestes sauvages“, dessen Äußeres deutlich an jenes Kynokephalen-Volk erinnert, das von jeher eine prominente Rolle in den Berichten über den Fernen Osten gespielt hat. Doch obwohl der Text die Assoziation nahelegt, daß es sich um die traditionellen Hundsköpfigen handele, wird dies nicht explizit gesagt. Im Gegenteil, der Hundekopf, der einst auch den Heiligen Christophorus zierte, figuriert nur noch auf der Ebene des Vergleichs:

Nun wißt ganz wahrhaftig, daß alle Menschen dieser Insel Köpfe wie Hunde und Zähne und Augen wie Hunde haben: denn ich sage euch, daß sie ganz den Köpfen von großen Bluthunden ähnlich sind.³⁹²

Wiewohl die Einwohner von *Angaman* demnach keine wirklichen Kynokephalen sind, sehen sie diesen zum Verwechseln ähnlich, und da sie darüber hinaus auch die unangenehmen Eßgewohnheiten der Hundsköpfigen teilen - „il sunt mout cruel jens; il menuient les omes“³⁹³ -, kann es nicht verwundern, daß verschiedene Illustratoren die Analogie zum Anlaß nahmen, die grausamen Insulaner als wirkliche Kynokephalen darzustellen (Abb.

³⁹¹ Es handelt sich um den Oxforder Codex Bodley 264. Diese französische, um 1400 entstandene Handschrift des *Divisament* ist mit achtunddreißig Illuminationen versehen und trägt den Titel „Le livre du Graunt Cham“. Die Miniaturen scheinen gegen Ende des 14. oder zu Beginn des 15. Jahrhunderts von einem Künstler aus dem deutschen oder niederländischen Raum angefertigt worden zu sein, vgl. L. F. Benedetto, *op. cit.*, S. XXXVIII.

³⁹² „Or sachiés tout voiremant que tuit les homes de ceste ysle ont chief come chien et dens et iaux come chiens: car je voç di qu’il sunt tuit senblable a chief de grant chienz mastin“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 549.

³⁹³ ebend., S. 549.

50, Abb. 51), womit sie der Existenz des monströsen Volkes erneut jene Autorität verliehen, die ihm der Tradition nach zukam.

Sehr viel mehr als über körperlich mißgebildete Völkerschaften weiß der *Divisament* vom Phänomen der Anthropophagie und deren zahlreichen Schattierungen zu erzählen, denn der Kannibalismus ist durchaus nicht nur auf die bluthundsköpfige Bevölkerung der Insel *Angaman* beschränkt. Die Schilderungen von fremdenfeindlichen Speisegewohnheiten anderer Völker weichen jedoch auf signifikante Weise von den üblichen Beschreibungen in den Enzyklopädien (wo Kannibalismus eine Kategorie neben anderen zur Klassifikation eines Volkes darstellt) oder auch in den Derivaten des *Alexanderromans* ab (wo die Begegnung mit gefährlichen Menschenfressern zur Profilierung der Helden beiträgt). Im *Divisament* werden die kannibalischen Neigungen in ihrem jeweils spezifischen kulturellen Umfeld dargestellt und damit genau lokalisiert: als Ausdruck gewisser Lebensformen, die sich an bestimmten geographischen Orten finden lassen. Es wird kaum erstaunen, daß anthropophagische Neigungen vor allem Bewohnern von weit entfernten Inseln oder aber unwirtlichen Berggegenden nachgesagt werden: den geographisch unerschlossenen Rändern sind – so wie auch den Randgruppen der eigenen Gesellschaft – in fast allen Zeiten und Kulturen kannibalistische Umtriebe vorgeworfen worden.³⁹⁴ Im Königreich *Ferlec* auf Java beispielsweise lebt in den Bergen ein ähnlich unzivilisiertes Volk wie auf der Insel *Angaman* „como bestes“,³⁹⁵ das nicht nur Menschenfleisch verzehrt, sondern auch „toutes autres cars e bonne e mauvase“, ohne daß man wüßte, nach welchen Kriterien oder warum. Es scheint jedoch, daß diese geschmackliche Indifferenz der Bergbewohner mit einer gewissen kultischen Verwirrung zusammenhängt, denn so wie sie alles essen, was ihnen über den Weg läuft, beten sie des Morgens das Erstbeste als Gottheit an, was ihnen zu Gesicht kommt.³⁹⁶ Man begreift, daß die menschenfressenden „bestes“ von *Ferlec* und

³⁹⁴ vgl. Heidi Peter-Röcher, *Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen*, die generell die Existenz von Kannibalismus in Frage stellt, indem sie darauf aufmerksam macht, daß keiner der Reisenden je behauptete, selbst einem kannibalistischen Akt beigewohnt zu haben. Die Nachrichten über Menschenfresser seien meist auf Auskünfte von Einheimischen zurückzuführen, deren Sprache oder Gestik die Reisenden mißverstanden hätten, da sie bereits stereotype Bilder von grausamen Menschenfressern mit sich brachten. Das in Reiseberichten oft erwähnte Kochen von Leichen oder Abhängen von Leichenteilen führt Peter-Röcher auf die Gewinnung von Knochen für Waffen, Schmuck u.a. zurück. Die Autorin trägt in ihrer materialreichen Studie zahllose Berichte über vorgebliche Kannibalen zusammen, ohne jedoch danach zu fragen, warum das Phänomen der Menschenfresserei so sehr nachhaltig und bis heute anhaltend fasziniert.

³⁹⁵ Marco Polo, *op. cit.*, S. 543.

³⁹⁶ ebend., S. 543.

Angaman auf einer Kulturstufe stehen, die sie eher den wilden Tieren als der menschlichen Zivilisation annähert.

Einen derart barbarischen Naturzustand kann man den verfeinerten Bewohnern der Insel *Cipangu*,³⁹⁷ dem heutigen Japan, dessen legendäre Goldschätze noch auf Colón unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten, allerdings nicht nachsagen. Doch obwohl den Einheimischen im *Divisament* ein hoher Zivilisationsgrad bescheinigt wird – sie sind „jens (...) de beles maineres“ –, werden sie als ausnehmend kontaktunfreudig geschildert: statt Handel mit dem Festland zu treiben, horten die Japaner ihr Gold im eigenen Land, und als Qubilai Khan beschließt, diesem Protektionismus ein Ende zu setzen und die Insel zu erobern, steht den gastfeindlichen Insulanern eine gleichermaßen xenophobe Gottheit bei und zerstreut die feindliche Flotte durch einen verheerenden Sturm.³⁹⁸ Tatsächlich sind die Umgangsformen der Einwohner von *Cipangu* Fremden gegenüber skandalös: sie nehmen, wie der *Divisament* zu berichten weiß, jeden Fremden gefangen und verspeisen ihn fröhlich in geselliger Runde, wenn er sich von diesem für ihn traurigen Los nicht hat freikaufen können; zudem behaupten sie, daß Menschenfleisch die delikateste Speise überhaupt sei.³⁹⁹

Dasselbe Schicksal hat der Fremde mit schmaler Reisekasse auch auf Sumatra zu gegenwärtigen, wo die Einheimischen jeden, der nicht aus ihrer Gegend stammt, in Gefangenschaft setzen und verzehren, wenn er nicht in der Lage ist, ein stattliches Lösegeld zu entrichten – ein Verhalten, das man tatsächlich nur als „mult mavesse mainere et mal uçanse“ bezeichnen kann.⁴⁰⁰ Derartige exokannibalistische Gewohnheiten werden in diesem Fall noch durch eine bestimmte Art des Endokannibalismus ergänzt, denn auf Sumatra töten und verspeisen die Einwohner bisweilen sogar ihre eigenen Anverwandten: sobald einer der Ihrigen erkrankt und die Magier dem Kranken den Tod voraussagen, läßt die Familie ihn töten und vertilgt seine sterblichen Überreste bis auf die Knochen, die

³⁹⁷ Auf Marco Polos Beschreibung von *Cipangu*, ihre historischen Hintergründe und spätere Rezeption geht ausführlich F. E. Reichert ein in seinem Beitrag *Zipangu – Japans Entdeckung im Mittelalter*, in: (hrsg.) D. Croissant, L. Ledderose, *Japan und Europa*, S. 25-36.

³⁹⁸ Im Jahr 1274 hatten die Mongolen bereits einmal versucht, Japan von Korea aus zu erobern. Die zweite Expedition im Jahr 1281 ist vor allem aufgrund eines heftigen Sturms gescheitert; tausende Schiffbrüchige der mongolischen Flotte mußten auf einer vorgelagerten Insel Zuflucht suchen. Der „göttliche Wind“, *Kamikaze*, der die mongolische Invasion verhinderte, gab während des 2. Weltkriegs jenen Fliegereinheiten seinen Namen, die unter Verlust ihres Lebens, die amerikanische Flotte an der Landung in Japan hindern sollten.

³⁹⁹ Marco Polo, *op. cit.*, S. 536.

⁴⁰⁰ ebend., S. 547.

dann feierlich beigesetzt werden. Und die Einheimischen behaupten, der Seele des Verstorbenen damit eine große Gefälligkeit zu erweisen.⁴⁰¹

Es ist verständlich, daß solche Sitten auf den Reisenden eher abschreckend wirken; eine heilsgeschichtliche *dynamis* eignet den Kannibalen von Sumatra jedoch ebensowenig wie jenen übergroßen Einwohnern von *Canghibar*, dem heutigen Zansibar an der Westküste Afrikas, die im übrigen – wie die hundskopfähnlliche Bevölkerung von Angaman – nicht als wirkliche Riesen beschrieben werden, sondern nur „wie Riesen scheinen“ („il senblent jeiant“). Zwar könnte man von diesen schwarzen Ungetümen, die „desmesurement fort“ und äußerst gefräßig sind, durchaus meinen, es seien Teufel, wenn man ihn andernorts begegnete, „car qui le veises en autre contree, l’en diroit qu’il fuissent diables“.⁴⁰² Solange sie aber auf ihrer Insel verbleiben, mögen die Zansibaren durchaus furchterregend aussehen, ohne daß man sie deshalb für teuflische Dämonen halten würde. An ihren spezifischen Lebensraum gebunden, werden die zansibarischen Riesen – ebenso wie die exokannibalistischen Inselbewohner – sicherlich ihre Winkel am Rande der Welt nicht verlassen, um als menschenfressende Magog-Völker die Erde zu verheeren.

Nach direkten eschatologischen Bezügen wird man im *Divisament* vergeblich suchen. Bei der Beschreibung der Kaspischen Berge werden zwar durchaus Beziehungen zur Überlieferung hergestellt, indem der *Alexanderroman* und die eingeschlossenen Völker Erwähnung finden, doch wird trotz dieser Elemente kein endzeitliches Szenarium entworfen:

Und ich sage Euch, daß Alexander, damit diese Stämme nicht passieren und auf ihn kommen könnten, dort einen Turm und eine Festung bauen ließ und diese wurden Eisernes Tor genannt. Und das ist der Ort, von dem das Buch Alexanders erzählt, wie er die Tartaren in zwei Berge einschloß. Aber ich sage Euch [mes je voç di], daß es keine Tartaren waren, sondern ein Stamm, der Kumanen genannt wurde, und viele andere Stämme mehr, aber Tartaren gab es zu dieser Zeit nicht.⁴⁰³

⁴⁰¹ ebend., S. 546.

⁴⁰² ebend., S. 596.

⁴⁰³ „Et voç di ke Alexandre hi fist fermer una tore et hi fist une forteçe por coi celle jens ne poesent pasere por venir sor lui et fu apellé la port dou fer et ce est le leu que le livre Alexandre conte comant il enclouse les Tartarç dedenç deus montagnes. Et ce ne fu pas voir qu’il fuissent Tartar, mes furent une jens qui estoient apellés Comain et autres jenerasion asseç, car Tartars n’estoient a celui tens“, ebend., S. 327.

In dieser für den *Divisament* so charakteristischen Argumentation signalisiert wiederum die Konjunktion „mes“ den Einspruch, die korrigierende Erweiterung, die zwar noch von der Überlieferung ausgeht und sie zitiert, diese dann aber widerlegt und ergänzt: das Eiserne Tor, von dem der *Alexanderroman* erzählt, ist kein wirkliches Tor, sondern eine Festung mit Turm; weil es aber die Tartaren zur Zeit Alexanders noch gar nicht gab, kann der Makedonenkönig sie dort auch nicht in Gewahrsam verbracht haben, es muß sich folglich um andere „jenerasion“ gehandelt haben. Das alexandrinische Bollwerk diente nicht gegen Magog-Mongolen (und auch nicht gegen Juden), sondern zum Schutz vor gewissen Kumanen, und dieses nomadische Turkvolk, das vermutlich in der islamischen Alexanderrezeption mit den Eisernen Toren in Zusammenhang gebracht worden war und von dem Plano Carpini berichtet hatte, daß es durch die Tartaren vernichtet worden sei,⁴⁰⁴ konnte schon aus diesem Grund nicht mit heilsgeschichtlichen Endzeitvorstellungen in Übereinstimmung gebracht werden. Und die anderen ausgeschlossenen „jenerasion“ sind offenkundig so unbedeutend, daß sie nicht einmal beim Namen genannt werden müssen – es ist unnötig, sie durch ihre Aufzählung zu bannen.

Während Gog und Magog im Zusammenhang mit den Eisernen Toren keine Erwähnung finden, werden sie jedoch an späterer Stelle explizit genannt und ganz im Sinn des berühmten *Briefes* mit dem Priesterkönig Johannes in Zusammenhang gebracht. Allerdings fungieren sie keineswegs als dessen Einsatzheer, das aus menschenfressenden Bestien besteht, sondern werden zu Bewohnern einer bestimmten Region im Fernen Osten erklärt, die keinerlei Bezug mehr zu den heilsgeschichtlich brisanten Gog- und Magog-Völkern aufweisen:

Und wißt, daß in dieser Provinz der Hauptsitz von Priester Johannes lag, als er die Tartaren und alle Provinzen und Reiche ringsum beherrschte; und noch heute leben seine Nachfahren dort. (...) Wir bei uns nennen das Land Gogo und Magogo, aber sie heißen es Ung und Mungul. Und in jeder dieser Provinzen gab es einen Volksstamm: in Ung wohnten die Gog, in Mungul lebten die Tartaren.⁴⁰⁵

⁴⁰⁴ vgl. Plano Carpini, *op. cit.*, S. 107.

⁴⁰⁵ „Et sachiés que en ceste provence estoit le mestre seje dou Prestre Johan quant il seignorioit les Tartars et toutes celles provences et reignes environ; et encore hi demorent le sien descendens. (...) Et ce est le leu que nos apellon de ça e(n) nostre pais Gogo et Magogo; mes il l’apellent Ung et Mungul. Et en cascune de ceste

Nur bei genauerer Lektüre wird man in dieser unter allen Darstellungen des christlichen Mittelalters wohl seltsamsten Erwähnung von Gog und Magog noch Spuren der abendländischen Überlieferung ausmachen können: von zwei Provinzen im Reich des inzwischen verstorbenen, insofern bereits historischen Priesterkönigs ist die Rede, die „wir“ als „Gogo et Magogo“ bezeichnen. Als Ortsbezeichnungen haben diese Namen nichts sonderlich Erschreckendes, zumal die Bewohner ihr Land „Ung“ und „Mungol“ nennen, sich selbst also keineswegs mit den Endzeitvölkern identifizieren. Die finale Wendung situiert dann allerdings doch ein Volk namens Gog in Ung und die Tartaren in Mungul, so daß Gog und die Mongolen den Vorstellungen der Zeit entsprechend in einem Atemzug genannt und im Reich des Priesterkönigs angesiedelt werden. Doch erstaunlicherweise stellt diese unmittelbare Verknüpfung von Priesterkönig, Mongolen und Magog den vertrauten Zusammenhang nicht wieder her; im Gegenteil: sie entstellt ihn bis zur Bedeutungslosigkeit, denn keinerlei apokalyptische oder utopische Momente verbinden sich mehr mit dieser Konstellation.

Das gilt ebenso für die beiden novellesken Episoden, in denen vom Priesterkönig Johannes erzählt wird. Dabei ist auffällig, daß sie in ihren Aussagen beträchtlich voneinander abweichen. Zunächst wird der Priesterkönig als hochmütiger Fürst eingeführt, der dem erstarkenden Tschinggis Khan seine Tochter als Braut verweigert und in verblendeter Selbstüberschätzung gegen das anrückende mongolische Heer in die Schlacht zieht, wo er den Tod findet:

Es gab große Verluste auf der einen wie auf der anderen Seite, aber schließlich gewann Cinghis Can die Schlacht; und in eben dieser Schlacht wurde Priester Johannes getötet und sein Land von Cinghis Chan erobert, dem es bis auf den heutigen Tag gehört.⁴⁰⁶

Ausgerechnet christliche Weissager hatten – in siegreicher Konkurrenz zu den Sarazenen – dem mongolischen Khan seinen Sieg über den christlichen Potentaten vorausgesagt, und noch dazu dank einer Orakelpraxis, die einem Franziskaner wie Rubruk gewiß nicht zugesagt hätte: die Magier spalteten einen Stab, steckten dessen beide Hälften in den Boden

provence avoit une generasion de jens: en Ung estoient les Gog et en Mungul demoroit les Tartars“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 398.

und bezeichneten die eine als den Priesterkönig, die andere als Tschinggis Khan, während sie aus ihrem Gebetbuch einige Psalme verlasen. Die Auskunft des Orakels war eindeutig: die Stabhälfte des Khans fiel auf die des Priesterkönigs, was den Mongolenherrscher verständlicherweise freute. Dessen hohe Wertschätzung der Christen wird im *Divisament* auf eben dieses Orakel zurückgeführt:

Und als Cingis Can dies sah, freute er sich sehr darüber, und als er feststellte, daß die Christen die Wahrheit gesprochen hatten, erwies er ihnen fortan viele Male große Ehre und hielt sie für glaubwürdige und wahrheitsliebende Menschen.⁴⁰⁷

Es kann nicht verwundern, daß in der Fassung des Fra Pipino auf diese Gelegenheit, die Überlegenheit der christlichen *religio* zu thematisieren, verzichtet und das gesamte Orakel statt christlichen Sterndeutern doch lieber den „incantatores“ und „astrologos“ des Großkhans zugesprochen wird.⁴⁰⁸

Die Auskunft über die christenfreundliche Gesinnung des großen Tschinggis Khan dürfte dem Leser respektive Hörer jedoch kaum über die Enttäuschung hinweggeholfen haben, den mächtigen Priesterkönig in einer so wenig vorteilhaften Rolle zu sehen. Doch glücklicherweise wissen die Einheimischen in *Shenxi* eine „bielle nouvelle“ zu erzählen, die zumindest ansatzweise geeignet scheint, den Priesterkönig zu rehabilitieren. Denn in der intrigenreichen Auseinandersetzung mit dem „Goldkönig“, der den Priesterkönig gefangen nehmen will und durch Verrat selbst zu dessen Gefangenen wird, geriert sich der Priesterkönig so edel und großmütig, wie man es von einem bedeutenden christlichen Potentaten nur erwarten kann. Somit wird noch einmal - wenngleich in einer literarisch stilisierten Form - die abendländische Auffassung bestätigt, daß es keinen Menschen gebe, der sich mit dem Priesterkönig messen könne.⁴⁰⁹

⁴⁰⁶ „Il hi oit gran maus et d’une part et d’autre, mes au dereant venqui la bataille Cinghis Can; et fu en celle bataille ocis le Prestre Johan, e de celui jor avant perde sa tere que Cinghis Can la ala conquistant tout jor“, ebend., S. 385.

⁴⁰⁷ „Et quant Cinghis Can voit ce, il en ha grant joie. Et por ce qu’il treuve les cristiens en virité, il fist puis toutes fois grant honor as cristiens, et les out por homes de verité et vertables et out puis toutes foies“, ebend., S. 384-385.

⁴⁰⁸ „Tunc chynchus tartarorum rex praecepit incantatoribus et astrologis suis qualem eventum futurum bellum habiturum erat praedicerent“, Fra Pipino, Faksimile-Ausgabe, *op. cit.*, Blatt 20.

Von den monströsen Völkerschaften haben im *Divisament* einzig die *homini caudati* überlebt, wenn auch exterritorialisiert auf einer fernen Insel und in unzugänglicher Berggegend jenseits der Zivilisation. Ansonsten werden die Erdrandsiedler lediglich zum Vergleich herangezogen oder aber zur bloßen Fälschung erklärt. Die teils kuriosen, teils barbarischen Sitten und kannibalistischen Neigungen anderer wundersamer Völker werden ohne heilsgeschichtliche Implikationen benannt. Die Eisernen Tore, welche vormals die Endzeitvölker zurückhielten, sind zur bloßen Ortsbezeichnung geworden; entsprechend haben auch Gog und Magog ihre eschatologische Bedeutung verloren. Der legendäre Priesterkönig Johannes erweist sich als ein bereits vor Generationen verstorbener Potentat, der nur noch in einer ‚bielle nouvelle‘ fortlebt. Demnach bliebe in der Tat nichts weiter übrig, als zu konstatieren, daß die fernöstliche Wunderwelt im *Divisament* entdämonisiert und jene Ambivalenz, die ihr qua *traditio* eignete, in „unserem Buch“ aufgelöst sei. Doch ist es an dieser Stelle unvermeidlich, sich von der indischen Wunderwelt noch einmal zurück an den Beginn der Reise zu begeben, um festzustellen, daß die für „notre livre“ so signifikante Widerspruchsformel auch und gerade in diesem Zusammenhang ihre Gültigkeit beweist: „Mes je voç di qu’il est tout le contraire“.

Eine der ersten längeren Erzählungen der Reisebeschreibung handelt von durchaus prominenten Gestalten der christlichen Hagiographie. Von der persischen Stadt *Sava* aus sollten die Heiligen Drei Könige aufgebrochen sein, um Christus anzubeten, und dort sind dem *Divisament* zufolge auch ihre Grabstätten mit den noch vollständig erhaltenen sterblichen Hüllen zu besichtigen. Doch seltsamerweise weiß man vor Ort nichts über diese Heiligen,⁴¹⁰ ja, sie sind auf eine geradezu beunruhigende Weise unbekannt:

Messer Marc fragte mehrere Leute dieser Stadt nach dem Leben der drei Magier, aber er konnte nichts über sie in Erfahrung bringen, außer daß es drei Könige gewesen, die in alten Zeiten dort bestattet worden seien.⁴¹¹

⁴⁰⁹ „(...) ce conois je bien e quenoisoie toutes voies que n’estoit home que peust contraster a voç“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 455.

⁴¹⁰ Als Heilige werden die Magier nicht offiziell verehrt, ihr Kult ist aber kirchlich geduldet, s. *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Stichwort: Drei Könige.

⁴¹¹ „Mesere Marc demande plusor jens de cel cité de l’estre de ces trois mais, mes nul ne i ot qu’il en sause dire ren, for qu’il disoient qu’il estoient trois rois que ansienamant i furent soveliz“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 338-339.

Erst in einem drei Tagesreisen entfernt gelegenen Kastell namens *Cala Ataperistan*, was auf Französisch so viel bedeute, wie „castiaus de les aoraor do feu“ – Kastell der Feueranbeter -,⁴¹² erhält der Reisende Messer Marc nähere Auskünfte, doch sind auch diese eher befremdlich: die Herrscher seien einst ausgezogen, um einen neugeborenen Propheten anzubeten und dessen wahre Natur zu bestimmen. Sollte dieser nämlich von den Gaben, die sie mit sich führten, das Gold wählen, gäbe er sich als weltlicher Potentat zu erkennen, entschiede er sich für den Weihrauch, so sei er ein Gott, nähme er die Myrrhe, ein Arzt und Heiler. Als die Weisen einzeln mit ihren Gaben an die Krippe des Neugeborenen treten, sehen sie dort zu ihrer großen Verwunderung statt des Kindes ihr eigenes Ebenbild liegen. Verwirrt beraten sie miteinander, schließlich nähern sie sich gemeinsam dem Neugeborenen und können ihn nunmehr in seiner tatsächlichen Gestalt erblicken. Das Kind nimmt alle drei Gaben zugleich entgegen und überreicht als Gegengabe ein geschlossenes Kästchen. Auf der Heimreise können die Könige ihrer Neugier nicht widerstehen: sie öffnen das Kästchen, in dem sie einen Stein finden. Achtlos werfen die offenbar doch nicht so weisen Könige das Geschenk in einen Brunnen, denn sie haben die tiefere Bedeutung des Steines nicht erfaßt, der ihre Standhaftigkeit im Glauben symbolisieren sollte. Kaum fällt der Stein in den Brunnen, fährt aus diesem ein lohendes Feuer empor. Die wunderbare Erscheinung läßt die Könige die wahre Bewandnis der Gabe erkennen und ihre übereilte Handlung bereuen: sie nehmen etwas von dem Feuer mit sich und bringen es in ein Heiligtum, wo sie es verehren, als sei es ein Gott. Bis zum heutigen Tag werde daher in dieser Gegend das Feuer angebetet und zwar - wie der Erzähler mit Nachdruck versichert - nicht etwa von einigen wenigen, sondern von vielen Menschen: „Et voç di qu'il sunt mantes jens“.

Die ätiologische Legende dient ganz offenkundig dazu, den zoroastrischen Feuerkult, dem die Bewohner von *Cala Ataperistan* anhängen, zu erklären. Daß aber die Heiligen Drei Könige, deren Gebeine der christlichen Topographie zufolge in Köln ruhen sollten, wohin sie im Jahr 1164 von Mailand aus überführt worden waren, im Osten als Begründer eines zutiefst häretischen, vom Christentum *in statu nascendi* abgefallenen Kults aufgefaßt werden, der statt des lebendigen Gottes das Feuer zum Gegenstand der Anbetung hat, mußte aus abendländischer Sicht als besonders diabolisch erscheinen. Kam doch den drei Magiern als Repräsentanten der fernöstlichen Wunderwelt eine zentrale, geradezu

⁴¹² „(...) que vaut a dir en fransois castiaus de les aoraor do feu“, ebend., S. 339.

paradigmatische Rolle zu: von der Peripherie waren sie, damit – wie es in der *Legenda Aurea* heißt – „alle Sünder davon eine gute Zuversicht hätten“,⁴¹³ dem Morgenstern ins Zentrum der Welt gefolgt, wo der lebendige Gott sich ihnen als ersten in menschlicher Gestalt offenbarte;⁴¹⁴ als Zeugen dieser Epiphanie kehrten sie mit der Erkenntnis der neuen *religio* in ihre fernen Länder zurück, wo – einer späteren Legende zufolge – der Apostel Thomas ihnen auf seinem Weg nach Indien auch die Taufe erteilt hatte.⁴¹⁵ Sie galten somit als Stammväter des Christentums im Osten, und auch der Priesterkönig Johannes sollte in direkter Linie von ihnen abstammen. Einigen Chroniken des 13. Jahrhunderts zufolge waren die apokalyptischen Magog-Mongolen sogar in das Abendland eingefallen, um die Gebeine ihrer prominenten Landsleute zurückzuholen.⁴¹⁶

Die skandalöse Vereinnahmung der „guten Helfer des Christentums“ im Orient⁴¹⁷ durch eine fremde, abweichende Überlieferung ist weder von Fra Pipino noch von Ramusio übernommen worden. Auch sonst hat die Geschichte von den häretischen Königen und ihren zahlreichen Anhängern, die durch die Anbetung des Feuers das Licht des wahren Glaubens verdunkeln, keinerlei Rezeption im Abendland erfahren. Möglicherweise fühlt sich der Erzähler schon aus diesem Grund bemüßigt, sich bei der ausführlichen Schilderung dieser Geschichte gleich mehrfach von seinem Protagonisten „Mesere Marc“ zu distanzieren. Die Verunsicherung über die abweichende orientalische Version der Magier-Legende scheint auch „notre livre“ in zwei unterschiedliche Positionen aufzuspalten: in die eines Messer Marco, der auf seiner Reise von eben jener prekären Geschichte gehört haben will, und in die des Erzählers, der diese als Geschichte des Messer Marco wiedergibt: „Et toute ceste chose content et distrent, celç dou chastel, a mesiere Marc Pol“.⁴¹⁸

Es bleibt jedoch fraglich, ob dieser Rückzug des Erzählers, der die Vorstellung jener „mantes jens“, die das Feuer anbeten und dafür „unsere“ Heiligen Drei Könige verantwortlich machen, nur unter ausdrücklicher Berufung auf Messer Marco wiedergibt, die Autorität seiner Erzählung damit schwächt oder stärkt. Die Gesellschaft *in ignibus* mit ihrem zweifelhaften Feuerschein bildet jedenfalls den Auftakt zu einer Wunderwelt, deren

⁴¹³ Jacobus de Voragine, *Legenda Aurea*, *op. cit.*, S. 104.

⁴¹⁴ Dem Matthäus-Evangelium (Mt 2, 1-12) zufolge; im Lukas-Evangelium (Lk 2, 8-20) hingegen sind die Hirten die ersten Zeugen der Epiphanie.

⁴¹⁵ Jacobus de Voragine (*Legenda Aurea*, S. 46) berichtet, daß Chrysostomus diesen Umstand berichtet habe.

⁴¹⁶ vgl. U. Monneret de Villard, *Le leggende orientali sui Magi evangelici*, Rom 1952, S. 158.

⁴¹⁷ Jacobus de Voragine, *op. cit.*, S. 46.

⁴¹⁸ Marco Polo, *op. cit.*, S. 341.

Beschreibung die geläufigen Wahrnehmungs- und Erkenntnismuster immer wieder suspendiert, weniger Erstaunen erregt als Verwirrung stiftet und dabei auch den Standpunkt des Erzählens oszillieren läßt.

Auf dem Weg in das Reich des Großkhans durchquert man eine - im Gebiet des heutigen Iran gelegene - weite Ebene, an deren Rand die einst große und bedeutende Stadt *Camandi* liegt; sie ist - wie wir erfahren - gleich mehrmals von „Tartaren anderer Länder“ zerstört worden. In dieser Ebene ist es sehr heiß. Wir befinden uns in der Provinz *Reobar*, in der es Datteln, Granatäpfel, Pistazien und vielerlei andere Früchte gibt, die in „nostre leu froit“⁴¹⁹ nicht wachsen. Eine Besonderheit der Gegend sind ihre Frankolinen, da sie sich von den gewöhnlichen Birkhühnern in anderen Gegenden der Welt unterscheiden: sie haben schwarz-weißes Gefieder, Füße und Schnabel sind rot. Auch andere Tiere sehen in *Reobar* anders aus als andernorts: vor allem die Ochsen sind erwähnenswert - „Il sunt la plus belle chause du monde a veoir“⁴²⁰ - und dies gerade weil sie ganz anders sind als normale Ochsen: nämlich weiß wie Schnee und sehr groß. Wenn man ihnen Lasten auflegen will, knien sie wie Kamele nieder, um sich auf- und abbeladen zu lassen; sie sind über alle Maßen stark („forte outre meçure“⁴²¹). Auch die Esel sind auffällig groß und haben Schweife, die gut dreißig Pfund wiegen - „il sunt mout biaux et gras et sunt buen a manger“⁴²². Doch unbeschadet ihrer eindrucksvollen Viehbestände ist diese Region alles andere als idyllisch. Denn in der Ebene gibt es Burgen und befestigte Dörfer, die als Schutz gegen ein ebenso gefährliches wie obskures, Angst und Schrecken verbreitendes Räubervolk dienen: die *Caraunas*.

Die Identifikation der Karaunen hat sich als „one of the most difficult problems“⁴²³ der Marco Polo-Forschung erwiesen. Die Schreibung des Namens variiert in den verschiedenen Handschriften: *camouos*, *carans*, *caronas*, *charaunas*; in einigen Manuskripten toskanischer Provenienz wird das eigentümliche Volk *scherani* oder *ischerani* - „Banditen“ - genannt, was bereits auf seine bevorzugte Tätigkeit schließen läßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt der Name jedoch aus dem Mongolischen und ist von „qara“ - schwarz - abgeleitet, einer Vorsilbe, der in den Turksprachen meist eine pejorative Bedeu-

⁴¹⁹ ebend., S. 345.

⁴²⁰ ebend.

⁴²¹ ebend.

⁴²² ebend.

⁴²³ s. P. Pelliot, *Notes on Marco Polo*, Bd. I, Stichwort „Caraunas“, S. 183. Auch die folgenden Ausführungen über die Karaunen entnehme ich Pelliots kenntnisreichem Artikel.

tung anhaftet, so beispielsweise in dem Wort „qaraliq“, das „Sklave“ bedeutet. In Ermangelung überzeugender Erklärungen werden Marco Polos Karaunen gemeinhin mit einem als „qaraunas“ bezeichneten Nomadenstamm identifiziert, der erstmals von persischen Geschichtsschreibern gegen Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt und als veritables Wundervolk von „affenähnlicher“ Gestalt oder aber „auf einem Bein hüpfend“ geschildert wird. Genau scheint man allerdings auch den persischen Quellen nicht entnehmen zu können, wie dieses Volk ausgesehen hat - in jedem Fall wurden die *qaraunas* als „nicht menschenähnlich“ bezeichnet.⁴²⁴

Der *Divisament* gibt eine andere und in diesem Zusammenhang aufschlußreichere Ursprungsbestimmung des mysteriösen Karaunenvolkes: „Et porcoi s’apellent Caraonas? Por ce ke lor mere sunt esté Indiene et lor pere Tartarç“.⁴²⁵ Die eigentümliche etymologische Erklärung für das eigentümliche indisch-tartarische Mischlingsvolk verbindet zwei typische Repräsentanten der fernöstlichen Wunderwelt, wodurch die Karaunen bereits in ihrer Genese mit zwei traditionellen Stigmata - den monströsen Zügen der indischen Wunderwelt und den apokalyptischen der Mongolen - behaftet scheinen. Die Karaunen - so fährt der *Divisament* fort - hätten einst ein Heereskontingent der Mongolen gebildet, seien aber unter der Leitung eines gewissen *Nogodar* von diesen abgefallen und in die indische Stadt *Dilivar* eingedrungen. Dort habe *Nogodar* den König entmachtet und regiere nun an seiner statt, wobei der Verräter Krieg gegen alle angrenzenden Tartaren führe. Weder die Behauptung von einem Mischlingsvolk aus Inderinnen und Mongolen noch die Geschichte von dem verräterischen *Nogodar* und seiner Okkupation einer indischen Stadt haben sich allerdings durch die Forschung bestätigen lassen. Der Ursprung der gefürchteten Karaunen bleibt daher bis heute in Dunkel gehüllt, was ihrer rätselhaften Erscheinungsweise durchaus entspricht:

Und wenn diese Leute über das Land kommen und rauben wollen, lassen sie durch Zauberei, durch Teufelswerk, den ganzen Tag dunkel werden,

⁴²⁴ Pelliot bezieht sich auf Wassaf (*1264, nachweisbar bis 1328), der ein mehrbändiges Geschichtswerk (*Der Zerfall der Länder und der Verlauf der Zeitalter*) in persischer Sprache über die iranische Geschichte von der Eroberung Bagdads bis zur Zeit des letzten Ilkhans verfaßt hat, in dem er auch auf die *qaraunas* zu sprechen kommt und sie als *nāsnās* (affenähnlich) und „ganz und gar nicht menschenähnlich“ (*nā nas*) bezeichnet, s. Pelliot, *op. cit.*, S. 188. Leider kann ich nicht beurteilen, ob ein Zusammenhang zwischen diesen *nāsnās* und den *nasnās*-Fabelwesen besteht, zu denen Alexander einer islamischen Version zufolge vorgedrungen sein soll, bevor er die - in der arabischen Tradition rothaarigen und blauäugigen - Gog- und Magog-Völker verschloß, s. Al Biruni, *In den Gärten der Wissenschaft*, S. 128-131.

⁴²⁵ Marco Polo, *op. cit.*, S. 345.

so daß man nicht mehr weit sehen kann; und diese Dunkelheit lassen sie sieben Tage lang dauern.⁴²⁶

Wie aber vollbringen die Karaunen dieses Wunder – sieben Tage lang Dunkelheit herrschen zu lassen?⁴²⁷ Und warum bedienen sie sich dieser Art der Zauberei, wenn sie doch in Scharen – „oft sind es zehntausend, manchmal mehr, manchmal weniger“⁴²⁸ – einfallen? Auch die Art und Weise, wie sich die Karaunen der franko-venetischen Textfassung zufolge fortbewegen, ist nicht dazu angetan, Licht in diese finstere Angelegenheit zu bringen: „il chevauchent quand il ont faite la scurité, le un de joste l'autre“⁴²⁹ – sie reiten also inmitten dieser Dunkelheit, die sie verbreitet haben, im Gänsemarsch, in einer gespenstisch langen Reihe, zehntausend Reiter, manchmal mehr, manchmal weniger ... Dieser unheimlichen Karaunen-Schlange, die durch die Dunkelheit gleitet, entgeht merkwürdigerweise – trotz dieser für Raubzüge eher ungewöhnlichen Formation – nichts und niemand. Der Zugriff der Karaunen auf die schöne Ebene *Reobar* ist total, denn

sie nehmen von der ganzen Gegend, in der sie rauben wollen, Besitz, so daß nichts, was sie in der Ebene finden, fliehen kann: kein Mensch, kein Tier, kein Gegenstand, der nicht ergriffen wäre [„ne homes, ne bestes, ne couses, qu'il n'estoient prises“].⁴³⁰

Das Los, das all jene erwartet, die von den Karaunen „ergriffen“ werden, ist traurig: die alten Menschen werden getötet, die jungen hingegen aus der Ebene *Reobar* mit ihren weißen Ochsen und üppigen Eseln fortgeschleppt und als Sklaven verkauft.

Nachdem die teuflischen Verdunkelungskünste der Karaunen angesprochen worden sind, folgt ein kurzer unscheinbarer Passus von gleichwohl beunruhigender Intensität, die durch eine – für den *Divisament* charakteristischen – Wechsel der Erzählperspektive noch

⁴²⁶ „Et cest gens, quant il vuelent corer les pais et rober, il font por lor encantement, pour evre diabolique, tout le jor devenir obscur, si que l'en ne voit loigne se pou non; et ceste obscurité font durer VII jornee alonc“, ebend., S. 345.

⁴²⁷ Die Verfinsterung läßt an Ex 10, 21 denken, da der Herr Moses auffordert: „Recke deine Hand gen Himmel, daß eine solche Finsternis werde in Ägyptenland, daß man sie greifen kann.“ Während die Gottesplage allerdings nur drei Tage dauert, hält das „evre diabolique“ sieben Tage an. Interessant ist in beiden Fällen die haptische Metaphorik des „Greifens“.

⁴²⁸ „ (...) et sunt bien X^M tel fois et tel fois plus et telz foiz moïn“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 345.

⁴²⁹ ebend.

⁴³⁰ „ (...) si qu'il prennent tout le plan dont il vuelent rober, si que tuit celz que il trovent en les plenes ne poent excanper, ne homes, ne bestes, ne couses, qu'il n'estoient prises“, ebend., S. 345.

erhöht wird: als könne der Ich-Erzähler dadurch das traumatische Erlebnis auf Distanz halten, wird Messer Marco explizit als Protagonist in der dritten Person angeführt:

Nun habe ich Euch von dieser Ebene erzählt und von den Leuten, die Dunkelheit verbreiten, um zu rauben; und ich sage euch, daß Messer Marco selbst von diesen Leuten in dieser Dunkelheit wie ergriffen war; aber er flüchtet in eine Burg, die Canosalmi genannt wird; von seinen Gefährten jedoch wurden viele ergriffen und verkauft und einige getötet.⁴³¹

Statt Auskunft über die Karaunen, ihre Wesensart, ihre Absichten und ihr Vorgehen zu geben, verdunkelt dieser Zusatz sie noch mehr. Denn wie konnte Marco Polo sich in Sicherheit bringen? Wie sich dem Zugriff der Karaunen, der Bewegungsverlust, Sklaverei, womöglich Tod bedeutet hätte, entwinden? Was hat er gesehen und gespürt, als er „wie ergriffen“ („come pris“) von ihnen war? Der Text verweigert jede Auskunft. Das dämonische Wundervolk der Finsternis verbleibt in jener Dunkelheit, die es selbst hervorruft und die seine monströse Bedrohlichkeit ausmacht: es ist unsichtbar und gestaltlos und somit im konkreten Wortsinn unbegreifbar, was um so seltsamer erscheint, da die Karaunen sich doch gerade durch einen realen Zugriff der Menschen und Dinge bemächtigen.

Möglicherweise war es diese beunruhigende Gestaltlosigkeit, welcher der Seefahrer und Kartograph Guillaume Letestu in seinem gegen 1556 entstandenen Weltatlas⁴³² entgegenwirken wollte, indem er das mysteriöse Wundervolk wieder traditionellen Vorstellungen anglich: unmittelbar in der Nähe des in einem Prachtzelt residierenden „Roy Cham empere de toute la tartarie“ sieht man ein Wesen, das als „Cauranei Scythe“ bezeichnet wird und durchaus vertraute monströse Züge aufweist (Abb. 52). Der wohlgenährte Blemmyer, der uns hier im Lendenschurz erscheint, vermittelt nichts von der Bedrohlichkeit der Karaunen; die Rücküberführung der Karaunen in ein traditionelles indisches Wundervolk läßt darauf schließen, daß diese Szene auch späteren Lesern noch provokant erschien. Der Erzähler hingegen von „notre livre“ vermag, anders als Letestu, den Karaunen keine Gestalt zu verleihen. Die Beschreibung des mysteriösen Karaunenvolks, in dessen unmittelbare Nähe Marco Polo geraten, von dem er „wie ergriffen“ war

⁴³¹ „Or voç ai contés de ceste plaigne et de les gens que font fer la scurité por rober; et si voç di que messier Marc meesme fut el come pris da celle gens en celle oscurité; mes il escampe a un castiaus qui est apellés Canosalmi, et de seç compains furent pris aseç et furent vendus et de tielz mors“, ebend., S. 346.

und das sich dennoch in „unserem“ Buch in keine Begriffe fassen läßt, bricht unvermittelt ab. Der Versuch, dem Volk der Dunkelheit sprachlich zu begegnen, ist offenbar gescheitert, und um heil aus diesem düsteren Abschnitt zu geraten, ergreift der Erzähler die Flucht nach vorn in ein neues Kapitel: „Or voç conteronç avant des autres chouses“.⁴³³

Indessen sind die Karaunen nicht das einzige Wundervolk, das den Weg in den Fernen Osten traumatisiert und den Reisenden seiner Autonomie zu berauben sucht, und Messer Marco, der dem einen gerade noch entkommen ist, läuft sogleich – nur wenige Kapitel später – Gefahr, einem anderen anheimzufallen. Die Stadt *Lop* ist vor allem ein Verproviantierungsort;⁴³⁴ sie liegt am Rand der gleichnamigen Wüste, und wer diese durchqueren will, muß sich hier zuvor mit Lebensmitteln eindecken. Der Weg durch die Wüste *Lop* kann an ihrer schmalsten Stelle innerhalb eines Monats zurückgelegt werden; er wird von insgesamt achtundzwanzig Wasserstellen markiert, deren Wasser bis auf wenige Ausnahmen von recht guter Qualität ist und fünfzig bis hundert Personen mit ihren Tieren versorgen kann. Eigentlich scheint an dieser Wüste „aus Bergen, Sand, Tälern“ nichts weiter bemerkenswert. Lebewesen meiden die Einöde, da sie keine Nahrung finden: „Bestes ne oisiaus ne i a pas, por ce que il ne i treuvent a mangier“.⁴³⁵ Die Wüstenei, die entlang der Wasserreservoirs relativ bequem und ohne größere Gefahren zu passieren sein müßte, wird aber von einem Wundervolk heimgesucht, das die Hauptfährnis, nämlich vom rechten Weg abzukommen,⁴³⁶ in einer „tel mervoie“ personifiziert:

Es ist wahr, daß, wenn man nachts durch diese Wüste reitet, und es geschieht, daß jemand etwas zurückbleibt und sich von seinen Gefährten

⁴³² *La Cosmographie universelle selon les navigateurs, tant anciens que modernes*. Zu Guillaume Letestu s. M. Milanesi, *Note alle Illustrazioni*, in G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. I, XLI.

⁴³³ Marco Polo, *op. cit.*, S. 346.

⁴³⁴ vgl. Marco Polo, *op. cit.*, S. 370-371.

⁴³⁵ ebend.

⁴³⁶ In der islamischen Tradition erscheint die Wüste häufig als Ort mentaler Verwirrung, und zahlreiche orientalische Erzählungen wissen von den „Wüstenschrecken“ zu erzählen. Oft nehmen diese die Gestalt von Freunden und Bekannten an, um ihre Opfer ins Weglose zu verschleppen, bis sie sich dann als Dämonen von monströsem Aussehen entpuppen. Eine besonders schöne Geschichte über Wüstendämonen, die den Jüngling Mahan immer weiter in die Wüste und schließlich zu einem Dämonenfest führen, wo sie mit Knochen den Takt der Musik schlagen und ihre monströse Gestalt offenbaren (sie sind mit Elefantenrüsseln, Ochsenhörnern u.a. versehen), findet sich bei dem persischen Dichter Nizami (um 1140 bis 1209), *Die Geschichte von den Abenteuern des schönen Mahan*, in: *Die sieben Geschichten der sieben Prinzessinnen*, S. 159-211. Doch auch in der christlichen Tradition ist die Wüste der Bereich lebensfeindlicher Mächte und verführerischer Dämonen (Dtn 1, 19). Wie das Meer indiziert sie Chaos und Gottesferne. In der Wüste wird Christus vom Leibhaftigen in Versuchung geführt (Mt 4, 1ff); spätere Eremiten, deren berühmtester der Wüstenheilige Antonius ist, werden sich freiwillig in die Wüste begeben, um diesen dämonischen Anfechtungen im Namen Christi zu widerstehen.

entfernt, um zu schlafen, oder aus einem anderen Grund, und sich dann wieder seinen Begleitern anschließen will, er Geister so sprechen hört, als seien es seine Gefährten: denn sie rufen ihn wiederholt bei seinem Namen. Und oftmals führen sie ihn derart in die Irre, daß er niemals wieder zurückfindet; und auf diese Weise sind schon viele gestorben und verloren gegangen. Und ich sage Euch auch, daß sogar am Tag die Menschen diese Geisterstimmen hören, und es scheint Euch dann oft so, daß Ihr viele Instrumente, vor allem Trommeln, spielen hört.⁴³⁷

Dieses Geistervolk, welches so erfolgreich im Verborgenen operiert, daß es nicht einmal auf die Dunkelheit angewiesen ist, hat weder Namen noch Gestalt; es ist nur akustisch wahrzunehmen: als gespenstisches Konzert unterschiedlicher Musikinstrumente, unter denen der Rhythmus der Trommeln dominiert, die den Reisenden unwillkürlich in ihren Bann ziehen, indem sie ihn gleichsam aufzufordern scheinen, mit seinen Füßen in den Takt einzufallen und das Klopfen seines Herzens ihrem Schlagen anzupassen; oder als Chor von Stimmen, der die Stimmen der Gefährten imitiert und dadurch den Reisenden fortlockt, ihn der lebensnotwendigen Gemeinschaft mit seiner Karawane entführt, ihn damit der Sichtbarkeit beraubt und der eigenen Gestaltlosigkeit anverwandelt, um ihn schließlich definitiv zum Verschwinden zu bringen, „en tel mainere qu’il ne se trevent jamés“.⁴³⁸ Während der totalitäre Zugriff der Karaunen der Gemeinschaft der Reisenden, ja sogar der gesamten Ebene *Reobar* gilt, richten die Geisterstimmen der Wüste Lop sich an den Einzelnen und seine Sinneswahrnehmung: nicht die Verdunkelung seiner Sinne jedoch, sondern im Gegenteil ihre Sensibilisierung – das angespannte Lauschen auf die Stimmen der vermeintlichen Reisegefährten – werden ihm zum Verhängnis. Im Unterschied zu den Karaunen, deren gespenstischer Zug durch die Ebene *Reobar* zumindest materielle Interessen verrät, bleibt das Motiv der Geisterstimmen rätselhaft, ist der Grund ihrer dämonischen Verführungsversuche ebenso unfaßbar wie ihre körperlose Existenz.

⁴³⁷ „Il est voir que quant l’en chauvache de noit por cest deçert, et il avent couse que aucun reumagne et s’eqvoie de seç compains por dormir ou por autre chouse, et il vult puis aler por jugnire seç compagnons, adonc oient parlere espiriti en mainiere que senblent que soient seç compagnons: car il les appellent tel fois por lor nom. Et plosors foies les font devoier en tel mainere qu’il ne se trevent jamés; et en ceste mainere en sunt ja maint morti et perdu. Et encore voç di que le jor meisme oient les voices de espiriti et vos semble maintes foies que voç □oiés soner manti instrumenti e propemant tanbur“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 371.

⁴³⁸ ebend.

„En ces maineres“, so schließt der Erzähler seinen unheimlichen Bericht, „se passe ceste deçert et a si grant anuie come voç avés oi“. Doch „auf diese Weise“ durchquert man die Wüste gewiß nicht, da man in ihr verlorenginge. Der Gedanke, die Wüste Lop „so“ zu durchqueren, mutet um so unbehaglicher an, da das suggestive „voç“ der letzten Zeilen uns *nolens volens* in den Text einbezogen und in die Wüste Lop versetzt hat, wo wir die suggestive Perkussion der Geister leibhaftig zu hören vermeinen, die uns in die Irre zu leiten suchen. „Wir“ können daher nur froh sein, daß der Erzähler uns nicht allein dort zurückläßt, daß er seinen Reisebericht wieder aufnimmt und „wir“ gemeinsam mit ihm und seinem Protagonisten die Wüste verlassen dürfen: „Desormés noç lairon dou desert que bien voç avun dit tout l’afer.“

Der bruske Themenwechsel, mit dem beide Szenen enden, bedeutet nicht etwa, daß die Reise nun fortgesetzt werden könnte, da alles Notwendige gesagt und beschrieben worden wäre. Im Gegenteil: angesichts der radikalen Fremdheit, die sich mit den Karaunen und ihren Verdunkelungskünsten sowie mit den gespenstischen Musikanten und ihren akustischen Täuschungen eingetragen hat, erweist sich die Gefahr, von den „mervoies“ erfaßt, entsetzt, verwirrt zu werden, zugleich als die eines drohenden Verstummens: es kann nicht mehr und nicht weiter davon gesprochen werden.

Noch einmal hat der Weg fünf Tage durch eine Wüste mit vielen „espiriti“ geführt, die man des nachts sprechen hört.⁴³⁹ Doch endlich ist das Ziel der Reise, die Sommerresidenz Shang-du, in der der Großkhan sich aufhält, erreicht.⁴⁴⁰ Wir befinden uns im unmittelba-

⁴³⁹ ebend., S. 395.

⁴⁴⁰ Sehr viel turbulenter ist die Ankunft der Polos im Reich des Mongolenkhans in dem 1982 erschienenen Roman der italienischen Autorin Maria Bellonci geschildert, der als Vorlage für eine Fernsehserie der RAI diente; eine synchronisierte Fassung wurde auch im deutschen Fernsehen ausgestrahlt. Die Polos haben sich mit ihren Reisebegleitern, nachdem sie aus der von der Pest heimgesuchten Stadt Hormuz geflohen sind, einer Karawane angeschlossen, um das Reich der Karaunen zu durchqueren. Dabei wird die fruchtbare Provinz Reobar mit ihren exotischen Pflanzen, gesprenkelten Frankolinen und weißen Ochsen, namenlosen Burgen und befestigten Dörfern zur undifferenzierten Projektionsfläche einer „interminabile pianura“. Die undurchdringliche Finsternis, welche die Karaunen auf magische Weise verbreiten, erweist sich bei Bellonci als ein simples meteorologisches Phänomen, der gespenstische Gänsemarsch der zehntausend Karaunen wird auf die Reisenden übertragen, die sich vernünftigerweise mit Hilfe eines Seils aneinanderbinden, um sich nicht zu verlieren. Auch die Karaunen, die in der Dunkelheit „auftauchen und wieder verschwinden“, wobei sie „kehlige Schreie“ ausstoßen, haben mit den unheimlichen Mischlingswesen des *Divisament* kaum noch etwas gemein, und Messer Marc wird auch nicht von ihnen ergriffen, sondern bewährt sich im Kampf gegen sie. Soweit die Trivialisierung und Entstellung des Textes. Gerade auf die Karaunen-Szene läßt Bellonci die Ankunft in China erfolgen: Die Venezianer werden beim Kampf vom Troß der Karawane abgetrieben und finden sich auf einem ansteigenden Terrain wieder, wo die Karaunen unvermittelt von ihnen ablassen. Als der Nebel sich lichtet, liegt vor den ungläubigen Augen des Ich-Erzählers Marco eine befestigte Stadt, und er erkennt: „Così, senza preavviso, eravamo entrati nelle terre del Gran Khan e quella

ren Machtzentrum der fernöstlichen Wunderwelt, und die Beschreibung des „grandis mes palais“ aus Marmor und kostbarem Gestein führt uns direkt dort ein. Eine über sechsundzwanzig Meilen lange Mauer umschließt das Wunderbauwerk, und in diesem Park hält der mächtige Potentat Tiere aller Art: Hirsche, Rehe und anderes Rotwild. Der Herrscher reitet mit einem Leoparden auf der Kruppe seines Pferdes durch dieses Gehege, und wenn er dem Raubtier befiehlt, ein Tier zu reißen, springt dieses eilends herab. Die Beute dient zur Fütterung der über zweihundert Falken, die wiederum zur Jagd eingesetzt werden. In der großen Parkanlage befindet sich ein weiterer großer Palast, der ganz aus Bambus gefertigt ist; er kann auseinandergenommen, transportiert und an jedem anderen Ort wieder aufgebaut werden. Eine wirklich erstaunliche Sache! Auf die Beschreibung dieser *exotica*, die in Inhalt und Form eher konventionell anmuten, folgt jedoch ein Passus, der den fernöstlichen Potentaten in einem anderen Licht erscheinen läßt.

Am 28. August verläßt der Großkhan seinen wunderschönen Palast und seine Residenzstadt und begibt sich zu einem Gestüt, das mehr als 10.000 schneeweiße Stuten beherbergt, deren Milch nur von wenigen Privilegierten (unter ihnen natürlich die Angehörigen der kaiserlichen Familie) getrunken werden darf und denen die größte Achtung entgegengebracht wird. Schon diese Ehrerbietung dürfte einem abendländischen Leser etwas seltsam anmutet haben. Von der Milch dieser Pferde, so haben die „astroniques“ dem Großkhan gesagt, solle er an diesem Tag etwas versprengen, damit die „espiriti“ davon trinken könnten und ihm und seinen Untertanen kein Ungemach geschehe. Und hier nun fällt unserem Erzähler, der *Ciandu* eigentlich schon wieder verlassen will, plötzlich eine „mervoie“ ein, die zu erwähnen er erstaunlicherweise zuvor „vergessen“ hatte und die sich nun offensichtlich doch mit Macht zur Sprache drängt:

(...) aber zuvor werde ich Euch ein Wunder sagen, das ich vergessen hatte.

Wißt nun, daß der Großkhan, wenn er in seinem Palast verweilte, und es gab Regen oder Wolken oder Unwetter, so hatte er weise Astrologen und weise Zauberer, die durch ihren Verstand [senz] und ihre Zauberei alle Wolken und alle Unwetter über seinem Palast vertreiben, so daß über dem Palast kein schlechtes Wetter ist und es sich in ganz andere Gegenden verzieht. Die weisen Männer, die dies vollbringen, werden Tebet und

Quesmur genannt – es sind zwei Volksstämme, die Götzendiener sind. Sie kennen mehr teuflische Künste und Zaubereien als alle anderen Menschen; und was sie tun, tun sie durch Teufelskunst, doch lassen sie die anderen Leute glauben, daß sie es aufgrund großer Heiligkeit und durch das Werk Gottes vollbrächten.⁴⁴¹

Erst an dieser Stelle wird der Hörer oder Leser gewahr, daß von jenen „Quesmur“ bereits zuvor die Rede war. Denn der Weg in das Reich des Großkhans hatte Messer Marco auch durch das Siedlungsgebiet eines zauberkundigen Volkes geführt, das allerdings - im Unterschied zu den Karaunen, deren Ursprung, Herkunft und Gestalt im Dunkeln verblieben, und den Geisterstimmen, über deren Wesen noch weniger Konkretes zu vermelden war – durchaus sichtbarer Gestalt war und sich genau lokalisieren ließ. Es handelt sich um die Bewohner der Provinz *Kesimur*, dem heutigen Kaschmir, die Götzenanbeter sind und von einem gerechten König regiert werden. Die Kaschmiren haben eine eigene Sprache, ihre Hautfarbe ist dunkel, ihre Gestalt hager, die Frauen sind – wie nicht ohne Wohlwollen hervorgehoben wird – sehr schön. Die Grundnahrungsmittel bilden Reis und Fleisch. Es gibt zahlreiche Städte und Ortschaften, die befestigt sind. Diese Vorsichtsmaßnahme scheint jedoch fast überflüssig, denn die „Quesmur“ besitzen einige ganz und gar ungewöhnliche Fähigkeiten. Sie sind mit „teuflischen Zauberkünsten“ begabt, vermögen das Wetter zu beeinflussen⁴⁴² und können auf diesem Wege Dunkelheit verbreiten, was sie offenkundig den unheimlichen Karaunen annähert. Durch Zauberei und „senç“ vollbringen sie unfasßbare Dinge, die niemand zu glauben vermag, der sie nicht selbst gesehen hat. Die Kaschmiren sind möglicherweise schon aus diesem Grund „chief des autres ydoles“ und haben großen Einfluß auf die Götzenbilder, die sie zum Sprechen bringen. Überhaupt sollen die Götzen in früherer Zeit „von ihnen gekommen sein“, wobei die Formulierung „de lor descenderent le ydres“ offenläßt, ob die Götzen von den Kaschmiren abstammen

märchenhafte Reich des Großkhans führt durch das der finsteren Karaunen.

⁴⁴¹ „(...) mes si voç dirai avant une mervoille que je avoie demantiqué. Or sachiés que quant le grant kaan demoroit en son palais et il fust pluie ou niusles ou mautens, il avoit sajes astronique et sajes enchanteor qui por lor senz et por lor enchantacion fasievent tous les nues et tous les maus tens hoster desus son palais; si que desus le palais n’i a maus tens, et de toutes autres part vait le maus tens. Cesti sajes homes, que ce funt, sunt apellés Tebet et Quesmur – il sunt deus generasions de jens que sunt ydres. Il sevent d’ars diabolique e de encantemans plus que toç autres homes; et ce qu’il font, il le font por ars de diable, et font croire a les autres jens qu’il les font por grant santité et por evre de Dieu“, ebend., S. 402.

⁴⁴² „ (...) il sevent tant d’incantamant des diables que ce est mervoie: car il font parler as ydres; il font por incantament canger les tens“, ebend., S. 362-363.

oder aber – was wahrscheinlicher ist – von diesem Volk zu den anderen Völkern „hinabgestiegen“ sind. In jedem Fall erscheint Kaschmir geradezu als ein Olymp der Götzen und dürfte schon aus diesem Grund einem abendländischen Reisenden wenig geheuer angetutet haben. Die Lebensweise der Bewohner von Kaschmir hat indes durchaus nichts Teuflisches an sich: es gibt zahlreiche Eremiten, die streng darauf bedacht sind, nicht gegen ihre Religion zu sündigen, und als Heilige verehrt werden. Auch findet man zahllose Abteien und Klöster in dieser Region, in der – wie die *Zelada*-Handschrift anfügt – die Mönche „Tonsuren tragen wie die Prediger- und Minoritenbrüder“.⁴⁴³

Im Unterschied zu den Karaunen und den Wüstengeistern, die auftauchen und wieder verschwinden, gespenstisch unfassbar sind, kann man die Kaschmiren in ihren Abteien und Klöstern verorten, wo sie fernab von anderen Völkern – sieben Tagesreisen entfernt befindet sich die nächste Provinz – ihren wundersamen Götzendienst und Wetterspuk betreiben mögen. Da die Kaschmiren uns weder zu ergreifen noch in die Irre zu führen drohen, erscheinen sie zunächst weniger beunruhigend: ein ausgesprochen wundersames Fremdvolk, aber, wie es zunächst scheint, doch nur eines unter vielen, die uns im *Divisament* begegnet sind und durch ihre religiösen Praktiken, ihre kulinarischen oder sexuellen Gepflogenheiten unser Staunen erregt haben. Verschwiegen wird indessen, daß wir ihnen in „unserem Buch“ an prominentem Ort – nämlich am Hof des Großkhans – wiederbegegnen sollten.

Der zweite Bericht über die „Quesmur“ erzählt eigentlich nichts Neues, doch ist es aufschlußreich, daß er sich sogleich als Fehlleistung, als „mervoille que je avoie demantiqué“ zu erkennen gibt. Die Amnesie des Ich-Erzählers scheint sich indes weniger auf die rätselhaften Taten der zaubermächtigen „Quesmur“ zu beziehen – die bei der Beschreibung der Provinz *Kesimur* bereits recht ausführlich geschildert worden waren – als vielmehr den Umstand zu betreffen, daß die Magier ihren magischen Wetterdienst in unmittelbarer Nähe zum Großkhan, ja geradezu über seinem Palast ausführen. Statt an den Rändern des Himalaya als Fremdvolk unter vielen zu verweilen, beanspruchen die Magier aus Kaschmir und Tibet damit einen Platz im Zentrum des Fernen Ostens: ein Umstand, den der Erzähler wie gesagt beinahe übergangen hätte.

Indem nun einmal – wenngleich eher unwillig – von den bedenklichen Aktivitäten der Tibeter und Kaschmiren am Hof des Großkhans die Rede ist, entfaltet das Thema eine

⁴⁴³ ebend., S. 57, Anm. zu 8.

eigentümliche Dynamik. So erfahren wir, daß die Magier anthropophagische Neigungen haben, die sie deutlich den Wundervölkern annähern, wiewohl sie nur das Fleisch von Menschen verzehren, die von der Obrigkeit hingerichtet worden sind. Faszinierter noch als von diesen kannibalischen Tendenzen wird von den telekinetischen Fähigkeiten der „Teufelskünstler“ berichtet: bei den zahlreichen Festivitäten am Hof des Großkhans lassen die zauberkräftigen „bacsi“ nämlich dem auf seinem erhöhten Thronszitz postierten Herrscher vor den Augen von „zehntausend Menschen“ schwere, mit Wein oder anderen Getränken gefüllte Trinkpokale über eine Distanz von zehn Schritten zuschweben:

Ich sage Euch, wenn der Großkhan im Hauptsaal an seinem Tisch sitzt, der höher ist als acht Ellen, und die Trinkkelche sind auf dem Boden des Saales aufgestellt, etwa zehn Schritte vom Tisch entfernt, und sie sind mit Wein und Milch und anderen guten Getränken gefüllt, und diese weisen Zauberer, von denen ich Euch schon gesagt habe, daß sie bacsi genannt werden, erreichen durch ihre Zauberei und Kunst, daß diese gefüllten Trinkkelche sich von selbst vom Fußboden heben, auf dem sie standen, und zu dem Großkhan gelangen, ohne daß irgend jemand sie berührt; und zehntausend Menschen sehen das. Und das ist wahr und aufrichtig, ohne jede Lüge. Und die weisen Männer der Nigromantie werden Euch bestätigen, daß so etwas möglich ist.⁴⁴⁴

Wenn die Feste ihrer Götzen bevorstehen, lassen die *bacsi* den Großkhan durch seine Gefolgsleute bitten, daß er ihnen „so und so viele Schafe mit schwarzem Kopf und so und so viel Weihrauch und so und so viel Aloe und so und so viel von dieser und von jener Sache“ geben solle, damit die Götzen „unser Leben, unser Vieh und unser Getreide verschonen“. Und der Großkhan gibt ihnen alles, was sie fordern. Die Tibeter und Kaschmiren haben, so scheint es, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Wunderwelt des Fernen Ostens. Sie sind – wie die Feueranbeter – „mantes jens“ und als religiöse Gemein-

⁴⁴⁴ „Je voç di que quant le grant kaan siet en sa mestre sale a sa table, qui est aut plus de VIII coves, et les coupes sunt emi le pavement de la sale, longe de la table bien X pas, et sunt plene de vin et de lait ou d’autres buen bevrajes, et ceste sajes encanteors, que je voç ai dit desovre, que bacsi sunt només, il font tant por lor encantemant et por lor ars que celes coupes pleines por lor meesme se levent (desus) le pavement ou elle estoient et s’en vont devant le grant kan san ce que nulz ne le toucent; et ce font voiant X^M homes, et ce est voir et vertables sanz nulle mensogne. Et bien voç diron les sajes homes de nigromansie que se puet bien faire“, ebend., S. 403.

schaft stehen auch sie *eo ipso* in Konkurrenz zur christlichen *religio*. Ihr Lebenswandel zeichnet sich – wie wir bereits erfahren haben – durch besondere Frömmigkeit aus. In Klöstern und Abteien, die sich wie „kleine Städte“ ausdehnen, leben zum Teil bis zu zweitausend Mönche zusammen, die alle „geschorene Köpfe und Bärte“ tragen und bei ihren prächtigen Götterfesten „herrlichen Gesang“ ertönen lassen. Die Beschreibung der *bacsi* oszilliert zwischen bewundernder Anerkennung und fasziniertem Grauen.

Während die Provinz *Kesimur* bereits vor Ankunft in das Reich des Großkhans beschrieben worden war, wird von der Provinz Tibet und ihren Bewohnern noch einmal ausführlich im Zusammenhang mit den südlichen Provinzen des ehemaligen Sung-Reiches die Rede sein, so daß die zaubermächtigen *bacsi* gleich dreifach im Text präsent sind. Über Tibet erfahren wir, daß es jetzt dem Großkhan unterstellt ist, von Mönge Khan jedoch stark verwüstet worden war. Es gibt viele Raubtiere dort, und um sich vor ihnen zu schützen, wenden die Einwohner einen ungewöhnlichen Trick an, der jeden, der mit dieser Technik nicht vertraut ist, in großen Schrecken versetzen muß: Frische, noch grüne Bambustriebe werden in die Lagerfeuer geworfen, wo sie mit solchem Getöse zerplatzen, daß der Knall des nachts über zehn Meilen weit zu hören ist. „So furchtbar ist dies anzuhören“,⁴⁴⁵ daß die Pferde, die zum ersten Mal dieses Krachen hören, sich losreißen und durchgehen.

Auch die Heiratssitten der Provinz werden ausführlich geschildert und scheinen in der Tat verwunderlich genug, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Denn in Tibet steigert ein Mädchen seinen Heiratswert durch Geschenke, die sie zuvor von ihren Liebhabern erhalten hat, und daher werden dem Reisenden in dieser seltsamen Provinz junge Mädchen – mal zwanzig, mal vierzig – zur Gesellschaft zugeführt. Für junge Leute zwischen sechzehn und vierundzwanzig sei es also, befindet der Erzähler, höchst vorteilhaft diese Provinz aufzusuchen. Die Einschätzung der Tibeter fällt trotz solcher gastfreien Sitten negativ aus: sie sind Räuber und Betrüger. Eigens wird jedoch an dieser Stelle noch einmal hervorgehoben, daß unter den Tibetern die weisesten Zauberer und kundigsten Sterndeuter zu finden seien. Im Unterschied zu den ausführlichen Beschreibungen des krachenden Bambusfeuers und der Hochzeitsbräuche fällt die Schilderung ihrer Zauberkünste jedoch auch hier wiederum erstaunlich kurz aus. Noch im fernen Genua scheinen die unfaßbaren Kräfte jener Zauberer so viel Macht auszuüben, daß der Erzähler lieber davon absieht, von

ihnen zu sprechen, da die Befürchtung besteht, daß – einmal beschworen – diese Wunder allzu „große Verwunderung“ auslösen und christliche Ohren entsetzen könnten:

Und noch einmal sage ich Euch, daß sie in ihrer Art die weisesten Zauberer und besten Astrologen sind, die es in allen Provinzen ringsum gibt, denn sie vollbringen Zauberei und die größten Wunder, welche man nur hören und sehen kann, und zwar durch Teufelskünste, weshalb es nicht gut ist, von ihnen in unserem Buch zu erzählen (...).⁴⁴⁶

Nur die Zelada-Handschrift fügt noch einmal an, daß die tibetischen Zauberer Gewitter und Blitze niedergehen lassen, wo immer sie wollen.⁴⁴⁷ Indem aber die Praktiken der Götzendienen so gefährlich erscheinen, daß sie besser gar nicht erst zur Sprache gebracht werden, muß der Erzähler auch darauf verzichten, sich diesen Teil der Wunderwelt sprachlich anzueignen und in Besitz zu nehmen. Die unfaßbaren Taten der zahllosen *bacsi*, die in Kaschmir, Tibet und mitten am Hof des Großkhans Blitz und Donner delegieren und andere unaussprechliche Dinge vermögen, erhalten durch den Versuch, sie zu verschweigen, eine bedrohliche Faszinationskraft, der sich weder der Leser noch der Erzähler von „notre livre“ entziehen kann. Gerade weil den Künsten der *bacsi* die Sprache verweigert wird, sie nicht wortreich beschrieben und als dämonische Gaukeleien verworfen werden, verbleiben sie als latente Bedrohung im Raum, erscheinen – wie die Karaunen oder die gespenstischen Stimmen – als etwas Unfaßbares, Unbegreifbares, von dem man gleichwohl „ergriffen“ werden könnte. Eine wundersame, bedrohliche und faszinierende Gegenwelt deutet sich an, welche die Suprematie des Christentums in Frage stellt, ohne sie als Werk des Antichrist wieder in eine heilsgeschichtliche Topik überführen zu können. Auch die wundersamen Reichtümer des Fernen Ostens erweisen sich im *Divisament* von gänzlich anderer Natur als jene utopischen Schätze, über die der Priesterkönig Johannes verfügt. Dies wird am deutlichsten in dem Bericht über die pulsierende Stadt *Quinsai*, der schon dadurch eine Sonderstellung einnimmt, daß eine ungewöhnliche erzählerische Ausgangsposition gewählt wird. Gleich zu Beginn des Kapitels über die im reichen *Mangi*,

⁴⁴⁵ „si orible chouse est a oir“, ebend., S. 462.

⁴⁴⁶ „Et encore voç di qu’il ont les plus sajes encanteor et les meior astronique, selonc lor usanaç que soient en toutes celles provences que entor euç sunt, car il font les plus fere encantament et les greignor mervoiles a oir et a veoir por ars de diables, que ne est pas buen a contere en nostre livre por ce que trop se marvelieront les jens“, ebend., S. 465.

⁴⁴⁷ ebend., S. 153, Anm. zu 11.

dem ehemaligen Herrschaftsgebiet der Sung-Dynastie, gelegene „plus noble cité e la meilleur que soie au monde“ findet nämlich ein Brief Erwähnung, den die Königin der Sung-Dynastie an die mongolischen Eroberer geschrieben haben soll, um diese von der Zerstörung der Stadt abzuhalten. Dieses Schriftstück bildet die Grundlage der Stadtbeschreibung; es wird jedoch noch einmal eigens durch einen Augenzeugen legitimiert, der die Richtigkeit der Angaben bestätigt und mit seinem Namen für sie bürgt: „Und ich werde Euch der Reihe nach erzählen, was in dieser Schrift stand; und all das ist wahr, denn ich, Marc Pol, sah es mit meinen eigenen Augen“.⁴⁴⁸

Es scheint auf den ersten Blick verwunderlich, warum gerade die „Wunder“ der Stadt *Quinsai* einer so ausgefeilten, doppelten Beglaubigung durch Autoritäten bedürfen. *Quinsai*, das heutige Hangzhou, scheint eigentlich recht vertraut, denn die Stadt ähnelt Venedig auf frappante Weise: „die ganze Stadt ist im Wasser gebaut und vom Wasser umgeben“. Es gibt Brücken und regen Schiffsverkehr, Handel und Handwerk florieren, auf den Märkten werden die mannigfaltigsten Waren angeboten, auch findet man zahlreiche öffentliche Bäder sowie – eine weitere auffällige Übereinstimmung – zahllose Vergnügungsviertel. Doch bereits der Anfang dieser Beschreibung, die im übrigen noch einmal dezidiert – und offensichtlich um dem Wahrheitsgehalt der nachfolgenden ungeheuerlichen Aussagen Nachdruck zu verleihen – als Beginn jenes ominösen Schreibens der Königinmutter ausgegeben wird, zeigt, daß *Quinsai* weit mehr ist als ein fernöstliches Pendant zu Venedig:

Er (der Brief der Königin, M. S.) erzählte gleich zu Beginn, daß die Stadt *Quinsai* sich über etwa hundert Meilen erstreckte und zwölftausend Brücken aus Stein besitze; und unter dem Bogen einer jeder dieser Brücken, oder zumindest bei einem großen Teil, könne mit Leichtigkeit ein großes Schiff passieren; und unter den anderen führen kleinere Schiffe hindurch.⁴⁴⁹

⁴⁴⁸ „Et selonc que en celle escripture se contenoit (...) fu verité selonc ce que je Marc Pol vit puis apertement a mes iaux“, ebend., S. 513. Die französische Fassung ist an dieser Stelle unvollständig, die Ergänzung wird durch die Ottimo-Fassung nahegelegt: „Ed i’vi conterò per ordine ciò che la scrittura contenea; e tutto è vero però ch’io Marco lo vidi poscia co mi’occhi“, ebend., S. 196.

⁴⁴⁹ „Il se contenoit tuit primermant (que) la cité de Quinsai gire environ C miles et ha XII^m pont de pieres; e por chascun de cesti pont, ou por la greignor partie, poroit bien passer une (grant) nes por desout sun arche; et por les autres poroient passer me(n)dre nes“, ebend., S. 513.

Wenn man bedenkt, daß selbst die größte und wichtigste Brücke Venedigs aus Holz gebaut war und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch eine massive Steinkonstruktion ersetzt wurde, die über einen hinreichend hohen Bogen verfügte, um den Schiffsverkehr unbehindert passieren zu lassen (die alte Rialto-Brücke war in der Mitte durch eine Zugbrücke verbunden), wird man sich – ganz abgesehen von der unfaßbaren Zahl der 12.000 Brücken – vorstellen können, wie provokant, geradezu kränkend solche Aussagen in den Ohren der Zeitgenossen klingen mußten. Die fernöstliche Stadt ist den abendländischen Metropolen in jeder Hinsicht weit überlegen. Bereits über Zahl und Vielfalt der Waren könne „kein Mensch die Wahrheit sagen“, weil sie so „unermesslich sind“ [„si desmesurée couse“], beteuert der *Divisament*. Von dreitausend öffentlichen Bädern ist die Rede, in denen je hundert Personen Platz finden. Die Straßen der Stadt, ja der gesamten Provinz *Mangi*, sind mit Steinen oder gebrannten Ziegeln gepflastert, so daß man sich zu Fuß oder Pferd fortbewegen kann, ohne sich schmutzig zu machen – eine schier unfaßbare Vorstellung, denn im Abendland gab es seit dem Zerfall des Römischen Reichs keine befestigten Landstraßen mehr.

Bei der Beschreibung der Stadt *Quinsai* scheint die im *Divisament* immer wieder formulierte und variierte Frage „Et que je voç en diroie?“ alles andere als eine bloße rhetorische Floskel zu sein, sondern vielmehr einer realen Rat- und Sprachlosigkeit zu entspringen. Der Ich-Erzähler stößt hier offensichtlich an die Grenzen begrifflicher Erfassung und Mitteilbarkeit: die Dinge, die er beschreiben will, vermag er nicht in Worte zu fassen, und dennoch muß er unentwegt versuchen, das Erfahrene – so unbegreiflich es auch sein mag – mitzuteilen. Auch hier gewinnt die Erzählung eine Eigendynamik, die sie gegen den Willen des Erzählers immer weiter voranzutreiben scheint:

Und zum Abschluß sage ich Euch, und es ist die reine Wahrheit: daß der Handel der Provinz *Mangi* an Reichtum und an Gewinn und an Profit, der dem Großkhan daraus erwächst, eine so große Angelegenheit ist, daß es kein Mensch glauben kann, der nur davon erzählen hört und es nicht selbst gesehen hat, und man könnte auf keinen Fall die große Pracht dieser Provinz beschreiben, und deshalb werde ich jetzt davon schweigen

und Euch von nun an nicht weiter ausführlich davon berichten; aber eine Sache werde ich Euch noch sagen, und dann brechen wir von dort auf.⁴⁵⁰

Ungeachtet dieses Vorsatzes, und nachdem der Erzähler noch ausführlich von den Sitten der Einheimischen und dem Kaiserpalast der Stadt – „le plus biaux e le plus noble que soit au monde“ – berichtet hat, wird sich auch das anschließende Kapitel „Ce devise de la grant rende que le grant kaan a de Quisay“ nicht von der Stadt und ihren Reichtümern lösen können. Die Beschreibung der Stadt *Quinsai* ist zweifelsohne der intensivste Versuch, die Wunderwelt des Fernen Ostens mit der Realität des Abendlandes zu vergleichen, und es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade diese Erzählung nicht erst heutigen Kritikern, sondern schon den venezianischen Zeitgenossen zutiefst suspekt erschien.

Im Vorwort seiner Marco Polo-Ausgabe berichtet Giovanni Battista Ramusio, wie die drei Venezianer nach über zwei Jahrzehnten in zerrissenen Kleidern, der italienischen Sprache kaum noch mächtig, in ihre Heimatstadt zurückgekehrt waren. Die eilends hinzuströmende Verwandtschaft erkennt – allerdings erst, nachdem die Fremden die Nähte ihrer Lumpen aufgetrennt und prächtige Edelsteine ans Licht gebracht haben – höchst erfreut in ihnen die totgeglaubten Angehörigen wieder; der jüngste der weitgereisten Kaufleute, Marco, wird von der venezianischen Jugend umlagert – gebannt lauscht man wieder und wieder seinen Erzählungen und kann doch den Größenordnungen, in denen er von den Reichtümern und Einkünften des Großkhans spricht, keinen Glauben schenken:

Und indem er nicht abließ, wieder und wieder von der Pracht und dem Reichtum des Großkhans zu erzählen, und sagte, daß dessen Einkünfte 10 bis 15 Millionen Golddukatn betrügen, und auch von den vielen anderen Reichtümern jener Länder erzählte, wobei er alle Angaben in Millionen machte, nannten sie ihn Messer Marco Millioni, was ich in den öffentlichen Akten dieser Republik, in denen er erwähnt wird, selbst habe feststellen können.⁴⁵¹

⁴⁵⁰ „Et sommeemant vos di con tute verité que l’afer de la provence dou Mangi est si tres grant couse, e de richese e de rende e de profit que n’a le grant kan que ne est home que l’oisse conter e ne le veisse que le peust croire; et a poine se poroit escrivre la grant nobilité de ceste provence e por ce m’en tarai atant, que ne vos en dirai grantment desormés, me si voç en dirai aucune couse encore e puis nos en partiron“, ebend., S. 517.

⁴⁵¹ „E perché nel continua raccontare ch’egli faceva piú e piú volte della grandezza del gran Cane, dicendo l’entrate di quello esser da 10 in 15 milioni d’oro, e così di molt’altre ricchezze di quelli paesi, riferiva tutte a

Zwar hat sich herausgestellt, daß Marco Polos Spitzname „Milione“, unter dem „notre livre“ häufig kursierte, keineswegs – wie häufig vermutet – eine Bezeichnung für „Tausendlügner“ ist, sondern eine Derivation des Namens ‚Emilio‘ darstellt, der auch für andere Familienmitglieder der Polos als Epitheton belegt ist; daß die Angaben des Messer Marco bei seinen Hörern Verwunderung, wenn nicht gar Mißtrauen oder Empörung hervorgerufen haben, läßt sich jedoch durchaus vorstellen. Die Episode, auf die sich diese Anekdote offensichtlich bezieht, hat im übrigen noch kürzlich dem *Divisament* den Vorwurf eingetragen, das „Produkt einer hauptsächlich merkantilen Sensibilität zu sein“.⁴⁵² Doch scheinen die mit unverhohlener Faszination vorgetragenen Zahlen, Auf- und Umrechnungen bei näherer Betrachtung weniger auf ein gesteigertes merkantiles Interesse zu verweisen, als vielmehr das Problem der Versprachlichung dieser „Wunder“ zu dokumentieren, die – wie etwa bei dem Bericht über die Salzsteuer, welche der Großkhan aus der prächtigen Stadt *Quinsai* eintreibt – sich nicht mehr durch Metaphern und wortmächtige Beschreibungen erfassen lassen und daher durch Zahlen und Ziffern kompensiert werden:

Wißt nun alle, daß in der Tat das Salz aus dieser Stadt jedes Jahr 80 Goldtümen einbringt. Jeder Tümen entspricht 70.000 Goldsaggi, das gibt 5.600.000 Goldsaggi; jeder Saggio ist mehr wert als ein Goldflorin oder ein Golddukaten. Das ist wirklich eine verwunderliche Sache [merveioie course] und eine sehr große Menge Geld.⁴⁵³

Doch auch der Versuch, die gewaltigen Summen durch numerische Angaben zu veranschaulichen, scheitert. Die Einkünfte des Großkhans sind so „demesuré“ und in diesem

millioni, lo cognominarono messer Marco Millioni, che così ancora ne libri publici di questa Republica, dove si fa menzion di lui, ho veduto notato“, G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. III, S. 30.

⁴⁵² S. Greenblatt, *Wunderbare Besitztümer*, S. 62.

⁴⁵³ „Or sachiés tuit voiremant que le sal de ceste ville rente chascun an cons(u)etudemant LXXX tomain d’or: e chascun tomain est LXX^M sajes d’or, que montent, les LXXX tomain, MMMMM^M e DC^M de sajes d’or; que chascun sajes vaut plus de un florin d’or o de un ducato d’or. E ce est bien une merveioie cose et grandis mes enonbre de monoie“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 520. Wenn man zum Vergleich die Rede des Dogen Tomaso Mocenigo anführt, die dieser kurz vor seinem Tod im Jahr 1429 hielt, um Rechenschaft über die unter seiner Führung erzielten Einnahmen der Stadt zu geben, wird man die Ungeheuerlichkeit solcher Textpassagen nachvollziehen können: etwa hundertfünfzig Jahre nach Niederschrift des *Divisament* bringen ihre Salzvorkommen der Stadt ‚lediglich‘ 165.000 Golddukaten ein. Insgesamt soll das gesamte Handelsvolumen der reichen Kaufmannsmetropole zu diesem Zeitpunkt ungefähr zwanzig Millionen Golddukaten betragen und somit weniger als die Einnahmen, die der Großkhan dem *Divisament* zufolge an Salzsteuer aus einer von neun Provinzen erzielt. Im übrigen dürften die Einkünfte Venedigs um 1300 noch wesentlich geringer gewesen sein als im Jahr 1429, vgl. P. Braunstein, R. Delors, *Venise, portrait historique d’une cité*, S. 59.

Aus- und Übermaß so ungeheuer, daß sie in ihrer Abstraktheit geradezu monströs wirken. Es scheint fast, als ob „notre livre“ sich der Zumutung dieser neuen, gestaltlosen Wunder bewußt war, denn noch einmal meldet sich mit allem Nachdruck „Je, Marc Pol“ in der Erzählung zu Wort, um für die unvorstellbaren Angaben zu bürgen:

Und warum sollte ich Euch eine lange Rechnung vortragen? Wißt, daß man auf Seide zehn Prozent zahlt und das ergibt unermeßlich viel Geld [desmesuré monoie]. Und es gibt noch viele andere Dinge, für die auch zehn Prozent gezahlt werden, so daß ich, Marc Pol, der mehrfach zuhörte, wenn all das berechnet wurde, sagen kann, daß allein die Steuererträge aus jenen anderen Dingen, also ohne die Salzsteuer, jedes Jahr gewöhnlich 210 Goldtügen betragen, also 14.700.000 Goldsaggi. Und das ist wirklich einer der unermeßlichsten Gewinne an Geld [desmesuré enonbre], von dem man überhaupt nur hören und erzählen kann; und es ist nur der Gewinn von einer der neun Provinzen.⁴⁵⁴

Die Reichtümer, von denen hier geredet wird, sind nicht mehr *ohne Zahl*; sie bieten sich – im Unterschied zu den Schätzen des Priesterkönigs – zu keinerlei symbolischen, allegorischen oder anagogischen Ausdeutungen an; sie geben über nichts anderes Auskunft als über sich selbst. Die Rechenexempel der steuerlichen Einkünfte verdeutlichen, daß der Ferne Osten kein Wunderland mit Paradiesflüssen und Jungbrunnen ist. *Quinsai* ist eine konkrete Stadt, die unter politischer Fremdherrschaft steht, in der häufig Feuerbrünste toben, deren Bewohner Handel treiben und ihren Vergnügungen nachgehen. Doch zugleich erscheint *Quinsai* mit all seinen „unermeßlichen“ Menschen, Waren, Reichtümern als Abstraktum, das sich sprachlich nicht weiter erfassen läßt, das sich dem Begriff wie der Vorstellung entzieht. Sinnvolle heilsgeschichtliche Bezüge zu dem christlichen Zentrum lassen sich durch die „Wunder“ von *Quinsai* nicht herstellen, im Gegenteil: *Quinsai* erweist sich in kultureller Hinsicht als autarkes Gebiet, in dem die christliche *religio* – obgleich sie ungehindert praktiziert werden darf – die Rolle einer bloßen Marginalie spielt:

⁴⁵⁴ „Et por coi vos firoie lonc conto? sachiés que de la soie se done X por cent e ce monte desmesuré monoie. Et mantes autres chouses hi a que paient encore X por cent; si que jeo, Marc Pol, que plusor foies oi faire le conte de la rende de tous cestes couses senç le sal, consuetudemant por chascun an, vaut CCX tomain d’or, que vailent XIV^M miaia et DCC^M. Et ce est bien des plus desmesuré enonbre de rente de monoie que se oist unque conter: e ce est de les IX part le une de la provence“, Marco Polo, *op. cit.*, S. 521.

Und erfährt ganz wahrheitsgemäß, daß es in dieser Stadt 160 Tümen Feuerstellen gibt, das heißt hundertsechzig Tümen Häuser, und ich sage Euch, ein Tümen entspricht der Zahl Zehntausend. Also Ihr müßt wissen, daß es somit insgesamt eine Million sechshunderttausend Häuser gibt, unter ihnen eine große Anzahl prächtiger Paläste; es gibt nur eine Kirche nestorianischer Christen.⁴⁵⁵

Schwindelerregend sind nicht nur diese gewaltigen Größenordnungen, sondern auch der Blick, den der Erzähler hier eröffnet. Mit geradezu erschreckender Deutlichkeit zeichnet sich hier die für den *Divisament* charakteristische Doppelfunktion ab. Denn im Unterschied zu allen anderen Reiseberichten des 13. und 14. Jahrhunderts ist der Blick nicht nur vom Abendland auf die Wunderwelt des Ostens, sondern auch von dort zurück auf das Abendland gerichtet. Es sind nicht nur die Abweichungen von der Hagiographie, die ergreifenden, aber unbegreifbaren, unkenntlichen, womöglich gestaltlosen Wundervölker oder die zauberkundigen Götzendiener, die den Erzähler wie den Hörer oder Leser verunsichern; die Desorientierung, die der Text allenthalben vermittelt, ist vor allem ein Resultat dieses anderen Blicks, der – exemplarisch veranschaulicht in der Beschreibung der Stadt *Quinsai* – vom äußersten Weltende auf den Okzident zurückfällt und dabei eine erschreckende Dimension eröffnet: indem uns „notre livre“ mit jener Wunderwelt des Ostens vertraut/ macht, die sonst allenfalls als Peripherie der Heilsgeschichte, als ferner Horizont des abendländischen Denkens figurierte, indem es uns in die fernöstliche Metropole und somit in ein eigenes zivilisatorisches Zentrum versetzt, welches das kulturelle Niveau des Westens bei weitem überragt, erscheint für einen Augenblick das christliche Abendland selbst als Peripherie, als kulturell unbedeutender Randbezirk, hinsichtlich seiner Reichtümer eine *quantité négligeable*, religiös als eine unter zahlreichen Kultgemeinschaften. Es ist diese narzißtische Kränkung, die – zwei Jahrhunderte vor Kopernikus – das große *skandalon* des *Divisament* ausmacht. Die nachfolgenden Reiseberichte werden darauf reagieren und der Verunsicherung, die der Verlust des bis dato imaginär vereinnahmten Gebiets für das abendländische Bewußtsein impliziert, mit jeweils eigenen Strategien zu begegnen suchen.

⁴⁵⁵ „Et encore sachiés tout voiremant que en ceste cité à CLX tomain de feu, ce est a dir CLX tomain de maison; et vos di que le tomain est X^M. Et adonc devés savoir que sunt ensumes MDC^M de maison, entre les quelz ha gran quantité de riche palais; il hi a une gliese de cristiens nestorin solement“, ebend., S. 519.

2. Odorich von Pordenone: Marginalisierung der Wunder

Über das Leben des Franziskaners Odorich,⁴⁵⁶ der aus dem kleinen, in der Nähe von Pordenone gelegenen Dorf Villanova in Friaul stammte, ist nur wenig bekannt. Offenbar war er bereits in jungen Jahren dem Orden des Heiligen Franziskus beigetreten und führte – wenn man seiner noch vor 1369 entstandenen *Vita* Glauben schenken will – ein entbehrungsreiches Leben strenger Askese.⁴⁵⁷ Möglicherweise gehörte er der Richtung der Spiritualen an, die im Gegensatz zu den *frates de communitate* unverbrüchlich an dem franziskanischen Armutsideal festhielten und seit Beginn des 14. Jahrhunderts zunehmend in Konflikt mit der päpstlichen Autorität gerieten. Die Auseinandersetzungen kulminierten schließlich im Jahr 1323, als Papst Johannes XXII. – beraten von den *magistri* der Pariser Universität, welche die Konkurrenz der Mönche fürchteten – die Annahme, Christus und seine Apostel hätten kein Eigentum besessen, zur Häresie erklärte. Um den Fängen der Inquisition zu entgehen, wählten viele Spiritualen den Weg in die Heidenmission.⁴⁵⁸ Auch Thomas Tolentino, von dessen Martyrium im Sultanat Delhi Odorich in seinem *Itinerarium* ausführlich berichten wird, hatte als Anhänger der Spiritualen im Jahr 1289 seine Heimat verlassen müssen.⁴⁵⁹

Ob Odorich aus Gründen der Inquisition oder aber – wie es die Regel des Ordensgründers empfahl – „von göttlicher Eingebung getrieben zu den Sarazenen oder anderen Ungläubigen“ gehen wollte,⁴⁶⁰ läßt sich nicht mit Sicherheit beurteilen: auf jeden Fall brach der Franziskaner zwischen 1314 und 1318 zu seiner Orientreise auf, verbrachte vermutlich einige Zeit in Persien – daß er des Persischen, der *lingua franca* Südasiens, mächtig war, ist wahrscheinlich – und gelangte zwischen 1321 und 1322 auf dem Seeweg nach Indien, in die nahe bei Bombay gelegene Stadt Thana. Ein vorab festgelegtes Ziel seiner Reise scheint es nicht gegeben zu haben.

⁴⁵⁶ vgl. zu Leben und Reise des Odorich die Angaben in F. Reicherts Vorwort, in: *Die Reise des Seligen Odorich von Pordenone nach Indien und China*, S. 7-16, sowie die Einführung von M. Milanesi zu *Viaggio del beato frate Odorico*, in: G. B. Ramusio, *Navigazioni*, op. cit., Bd. IV, S. 267-268.

⁴⁵⁷ s. *Analecta Franciscana III*, Quaracchi 1897, 499ff, übers. von F. Reichert im Anhang zu *Die Reise des Seligen Odorich von Pordenone*, op. cit., S. 149-159.

⁴⁵⁸ vgl. H. Thode, *Franz von Assisi*, S. 389ff.

⁴⁵⁹ s. F. Reichert, *Odorich von Pordenone*, op. cit., S. 134, Anm. 2.

⁴⁶⁰ So heißt es im 21. Kapitel der Regel des Heiligen Franziskus aus dem Jahr 1221, zit. n. C. Schmitt, *Die Ausbreitung des Franziskanerordens in den außereuropäischen Ländern*, in: (Sammelband) *Franz von Assisi*, Darmstadt 1990, S. 309.

Thana gehörte erst seit wenigen Jahren zum Sultanat von Delhi und war ein problematischer Ort für missionarische Tätigkeiten, denn Christen waren dort wiederholt Verfolgungen ausgesetzt. Unmittelbar vor dem Eintreffen Odorichs hatte man vier Franziskanermönche in Thana zum Tode verurteilt und hingerichtet. Odorich nahm die sterblichen Überreste seiner Mitbrüder an sich und überführte diese – die genaue Route seiner Reise ist unsicher – nach *Caitun*, dem heutigen Quanzhou, an der Südostküste Chinas, wo es eine Niederlassung der Franziskaner gab und Odorich die Gebeine der Märtyrer bestattete. Danach machte er sich auf den Weg zu der seit 1308 in Qan-balyk (oder Ta-tu) und somit in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Hofes angesiedelten Franziskanergemeinde. Um das Jahr 1329 trat der Franziskaner wieder die Heimreise an, deren Route ebenfalls nicht mit Gewißheit zu ermitteln ist; bereits im Jahr 1330 erreichte er Padua, und noch im selben Jahr begab er sich auf den Weg nach Avignon, offenbar um von Papst Johannes XXII. die Erlaubnis zu einer weiteren Orientmission einzuholen. Unterwegs erkrankte er und wurde nach Udine gebracht, wo er im Januar 1331 verstarb.

Bei seinem Begräbnis scheint es zu turbulenten Szenen gekommen zu sein.⁴⁶¹ Eine Frau hatte den aufgebahrten Leichnam berührt und ihren zuvor gelähmten Arm daraufhin wieder bewegen können. Diese Wunderheilung sorgte für Aufregung, und das zusammenströmende Volk verhinderte die geplante Bestattung; immer mehr Kranke eilten herbei und zogen – wie uns die *Vita* des Franziskaners versichert – geheilt wieder von dannen. In dem Tumult kam es auch zu tätlichen Übergriffen auf die *cara salma*: dem Toten wurden „bis zu den Knien“ Stücke von seiner Kutte als Reliquien abgerissen, und eine besonders rabiate Dame schreckte nicht davor zurück, dem wundertätigen Leichnam mit einer Schere zu Leibe zu rücken, um ihm einen Finger abzuschneiden – ein Übereifer, für den sie von dem Verstorbenen mit einer tiefen Ohnmacht bestraft wurde. Zu guter letzt mußte das Objekt der frommen Begierde in Gewahrsam gebracht werden und durfte bis zu der endgültigen Beisetzung seine Wunder nur noch in geordneten Verhältnissen wirken. Ungeachtet dieser Berichte, die den zurückgekehrten Missionar zu einem veritablen Heiligen stilisieren, ist Odorich erst im Jahr 1775 seliggesprochen worden, was für ein fortgesetztes Mißtrauen gegenüber dem mutmaßlichen Spiritualen sprechen könnte.

⁴⁶¹ vgl. *Analecta Franciscana III*, Quaracchi 1897, 499ff, übers. von F. Reichert im Anhang zu der *Reise des Seligen Odorich von Pordenone*, op. cit., S. 155-156.

Im Mai 1330 war Odorich von seinem Ordensprovinzial in Padua aufgefordert worden, einen Bericht seiner Orientreise zu verfassen. Odorich diktierte sein *Itinerarium* einem jüngeren Mitbruder, Wilhelm von Solagna, der im Epilog versichert, daß er wortwörtlich niedergeschrieben, was Odorich berichtet habe. Obgleich solchen Aussagen mit Vorsicht zu begegnen ist, hat sich das Problem einer doppelten Autorenschaft im Unterschied zu den komplexen Erzählperspektiven des *Divisament dou monde* in das *Itinerarium* des Odorich nicht eingetragen: der Text, dessen schlichtes, anspruchsloses Latein den Charakter des mündlichen Vortrags wahr, präsentiert sich als sprachlich und stilistisch einheitliche Schöpfung eines Ich-Erzählers, der sich mit „ego, Frater Odoricus“ identifiziert.

Dem *Itinerarium* des Seligen Odorich war ein beträchtlicher Erfolg beschieden, von dem die Übersetzungen in unterschiedliche Volkssprachen sowie die mehr als einhundert heute noch existierenden Handschriften Zeugnis ablegen. Es lassen sich zwei verschiedene Traditionen der Überlieferung unterscheiden: die erste geht auf den lateinischen Text des Wilhelm von Solagnus zurück, der im Jahr 1340 noch einmal von einem Prager Minoriten namens Heinrich von Glatz in Sprache und Stil bearbeitet und um einige Zusätze bereichert wurde, die auf mündliche Erzählungen Odorichs zurückgehen sollen. Die zweite Gruppe bilden die in italienischer Umgangssprache, dem sogenannten *Volgare*, verfaßten Texte, deren Ursprung im einzelnen nicht zu ermitteln ist, die sich aber vor allem dadurch auszeichnen, daß sie Odorichs Erzählungen an geeigneten Stellen mit Wunderdingen ausschmücken. Wenn der Franziskaner in der lateinischen Fassung beispielsweise schildert, wie in *Fuço* Komorane zum Fischfang eingesetzt werden (Odorich ist im übrigen der erste europäische Reisende, der von dieser noch heute in Südchina gebräuchlichen Art des Fisches berichtet), so mutieren im *Volgare* die Vögel zu regelrechten *monstra* mit Fuchsschnauze und Fischschwanz, deren Vorderläufe mit Hundetatzen ausgestattet sind und die an den Hinterbeinen Gänsefüßchen besitzen.⁴⁶² Odorichs Reiseerfahrungen wurden jedoch noch auf einem dritten Weg einem breiten Publikum bekannt, denn ein unbekannter Autor mit dem Pseudonym Sir John Mandeville übernahm weite Passagen aus dem *Itinerarium* des Franziskaners und gab diese in seinem fiktiven Reisebericht mit solcher Überzeugungskraft als eigene Erlebnisse aus, daß über lange Zeit dem Seligen Odorich die

⁴⁶² Zu den verschiedenen Texteditionen s. M. Milanesi, *Viaggio del beato frate Odorico*, in: G. B. Ramusio, *Navigazioni, op. cit.*, Bd. IV, S. 267-268. Ramusio publiziert in diesem Band zwei Versionen: eine etwas lückenhafte Fassung der lateinischen Version (S. 269-303) sowie das sogenannte „Memoriale toscano“, eine Kurzfassung des *Itinerariums* im *Volgare* (S. 305-318).

etwas zweifelhafte Ehre zuteil wurde, als Reisebegleiter Mandevilles oder gar als dessen mangelhafter Kopist zu gelten.⁴⁶³

Die ersten Abschnitte über Odorichs Reise durch den Vorderen Orient enthalten kurze Bemerkungen über die Geographie der durchreisten Länder, die Sitten ihrer Bevölkerung und die verschiedenen lokalen Handelswaren. Vor allem wird sein Bericht jedoch durch die Erwähnung von Schauplätzen der christlich-abendländischen Tradition akzentuiert: in *Trapezunt* ruht der Leichnam des Athanasius, der das Glaubensbekenntnis *Quicumque vult* verfaßte;⁴⁶⁴ darauf folgt der Berg, auf dem die Arche Noah strandete;⁴⁶⁵ in *Tauris* soll der berühmte ‚dürre Baum‘ stehen, ursprünglich der Baum der Erkenntnis, der aber nach dem Sündenfall oder spätestens seit der Passion Christi vertrocknet war und unter dem - einer im Orient verbreiteten Überlieferung zufolge - die Endschlacht zwischen Christus und dem Antichrist stattfinden sollte;⁴⁶⁶ von *Cassam* waren die Heiligen Drei Könige in wundersam kurzer Zeit gen Jerusalem gezogen;⁴⁶⁷ in dem Reich *Chaldäa* befindet sich der Turm zu Babel.⁴⁶⁸ Als heilsgeschichtlich relevante und offenbar hinreichend bekannte Punkte werden diese Stätten genannt, ohne daß weitere Ausführungen oder Geschichten sich anschließen würden.

Von Ormus schiffte Odorich sich nach Indien ein; der Reisebericht wird mit seiner Ankunft in Thana zugunsten der ausführlichen Schilderung des Martyriums seiner Mitbrüder und der Überführung ihrer Gebeine unterbrochen.⁴⁶⁹ Diese Erzählung spricht von den Wundern, die der Herr durch seine Diener in dem fremden Land wirkte, und ist - abgesehen von einigen aufschlußreichen lokalen Details über das Machtgefüge zwischen Muslimen und Hindus im Sultanat von Delhi - deutlich der Tradition mittelalterlicher Heiligenlegenden verpflichtet: Als Zeugen eines handgreiflichen Zwistes zwischen nestorianischen Eheleuten, bei denen sie Unterkunft genommen hatten, werden die vier Franziskaner vor den Kadi zitiert. Statt seines Amtes zu walten und den Streit zu schlichten, beginnt der

⁴⁶³ s. F. Reichert, Vorwort zu: *Odorich da Pordenone, op. cit.*, S. 15.

⁴⁶⁴ vgl. Odoricus de Portu Naonis, in: (hrsg.) A. van den Wyngaert, *Sinica Franciscana I.*, Kap. I, 3.

⁴⁶⁵ ebend., Kap. II.

⁴⁶⁶ ebend., Kap. III, 1.; die Legende vom „arbor sicca“ geht vermutlich auf das Gleichnis vom Zedernwipfel und vom Weinstock in Ez 17 zurück, da der Herr prophezeit, daß er den „grünen Baum verdorren und den dünnen Baum grünen“ lassen werde; zu den unterschiedlichen Deutungen und Lokalisierungen s. P. Pelliot, *Notes on Marco Polo, op. cit.*, S. 627ff.

⁴⁶⁷ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. IV.

⁴⁶⁸ ebend., Kap. VII.

Richter jedoch, mit den Mönchen aus dem Frankenland Fragen des Glaubens zu diskutieren. Die Unterhaltung weitet sich zu einem Religionsstreit aus, dessen Schilderung auf übliche Topoi der Heiligenviten rekurriert: die Mönche beweisen zweifelsfrei die Richtigkeit der christlichen Lehre, so daß die Sarazenen keine Gegenargumente mehr finden können und in ihrer Bedrängnis verlangen, die Franziskaner sollten klar und deutlich ihre Meinung über den Propheten Mohammed äußern. Die Antwort fällt – wie kaum anders zu erwarten – nicht sonderlich schmeichelhaft aus, und die Sarazenen beschließen erbost, die Lächerer ihres Glaubens zu töten. Wie in allen Märtyrergeschichten ist dies kein leichtes Unterfangen, und erst nachdem die Brüder die Gluthitze der Sonne, sodann den Scheiterhaufen unversehrt überstanden und somit ihre Eignung zur Blutzeugenschaft und Nachfolge Christi unter Beweis gestellt haben, willigen sie in ihre *passio* ein und lassen sich von den eher verschüchterten Henkersknechten freudig enthaupten. Diese sehr detailliert erzählte Geschichte ist – im Unterschied zu der im *Divisament* zusammenhanglos eingefügten Legende von den „Wundern in den Bergen zu Baudac“, wo der Glaube der vom Kalifen bedrohten Christengemeinde Berge versetzt – unmittelbar mit dem Reisebericht Odorichs verknüpft. Denn Odorich beschließt, nachdem er vor Ort von dem Martyrium seiner Brüder vernommen hat, ihre Gebeine an einen angemesseneren Ort zu überführen, und macht sich daher auf den Weg nach China, wo sich seit Beginn des Jahrhunderts Niederlassungen seines Ordens befanden.

Auch die Reise Odorichs von Thana nach China wird zunächst aus einem vorwiegend ordenspropagandistischen Blickwinkel erzählt. Die Gebeine der Fratres hören nicht auf, Wunder zu wirken, von denen „ego, Frater Odoricus“ Augenzeugnis ablegen wird: seine von Sarazenen in Brand gesetzte Herberge geht ringsum in Flammen auf, nur der Platz, an den sich der Franziskaner – mit den Gebeinen der Märtyrer auf seinem Schoß – zurückgezogen hat, bleibt gänzlich vom Feuer verschont; eine gefährliche Windstille während der Überfahrt nach China, gegen die weder die Gebete der Sarazenen noch die der Götzenanbeter etwas vermögen, legt sich sofort, als ein Knochen der Märtyrer in die Luft gestreckt wird. Im übrigen verschwinden die sterblichen Überreste der Fratres wunderbarerweise immer dann, wenn die Götzendiener, die den Transport von Leichen mit Todesstrafe ahnden, die Schiffsfracht durchsuchen.

⁴⁶⁹ ebend., Kap. VIII.

Nach diesen erbaulichen Erzählungen, die über den christlichen Wundern die pagane indische Wunderwelt geradezu in Vergessenheit geraten lassen, und nachdem die Gebeine der Fratres in *Caitun* beigesetzt worden sind (wie Odorich versichert, dient die Erde von ihrem Grab seither als Heilmittel und - „Deus omnipotens non solum in fidelibus sed etiam in infidelibus miracula sua operatur“⁴⁷⁰ - befreit unterschiedslos auch Sarazenen und Götzendiener von ihren Krankheiten), wird der ursprüngliche Reisebericht wieder aufgenommen. Das eigentliche *Itinerarium* führt nun weiter über Indien und seine Inselwelt nach „Oberindien“, also dem Reich des Großkhans, wo - etwa in dieser Reihenfolge - zunächst die Städte und Provinzen von *Manci*, dem eroberten Südreich der Sung, dann *Cathai*, also Nordchina, und schließlich der Hof des Großkhans beschrieben werden.

Seiner *Vita* zufolge soll Odorich während seines Aufenthaltes im Orient 20.000 heidnische Seelen bekehrt haben. Als predigenden Mönch, dessen imposante Gestalt das sich vor ihm - und fast über die Bildgrenzen hinaus - drängende Volk weit überragt, hat Filippo de' Santi den Franziskaner auf der 1332 geschaffenen Reliefplatte seines Sarkophags verewigt (Abb. 53). Der Homilet hält in der linken Hand ein Buch (ein Verweis auf das von ihm diktierte *Itinerarium*), während seine Rechte segnend erhoben ist. Sein geöffneter Mund scheint dem buntgemischten Haufen, in dem sich abendländische und asiatische Physiognomien deutlich unterscheiden lassen, die Worte des *euangelion* zu verkünden. Zuoberst und somit an prominenter Stelle figurieren Mongolen auf ihren Pferden. Über der Szene thront der Oberkörper des Evangelisten Markus, des einst aus Alexandrien überführten Schutzheiligen Venedigs, der in der einen Hand sein Evangelium hält, während unter seinem rechten Arm der Kopf eines Löwen - das Symboltier des Evangelisten - hervorlugt. Die demonstrative Hinwendung des Evangelisten zu dem geöffneten Mund des Predigers aus dem Veneto zeigt deutlich dessen Legitimation als Verkünder der christlichen Botschaft. Im *Itinerarium* selbst wird diese missionarische Tätigkeit allerdings kaum erwähnt, und wenn sie implizit thematisiert wird, verläuft sie - wie sich noch zeigen wird - keineswegs erfolgreich.

Dennoch muß man davon ausgehen, daß Odorich, wie zuvor sein Ordensbruder Wilhelm von Rubruk, vornehmlich in missionarischer Absicht reiste, und aus diesem Grund ist sein Interesse - wie zuvor dasjenige Rubruks - insbesondere auf die Kultformen der fremden

⁴⁷⁰ ebend., Kap. VIII, 25.

Völker ausgerichtet. Während Rubruk sich jedoch vor allem mit dem nestorianischen Christentum und den schamanistischen Riten der Mongolen konfrontiert sah, beschreibt Odorich in erster Linie hinduistische und buddhistische Kultpraktiken. Im Unterschied zu seinem streitbaren Vorgänger wirkt Odorich dabei sehr aufgeschlossen für alles, was ihm „novum et rarum“ erscheint. In Hangzhou hat der Franziskaner Gelegenheit, ein buddhistisches Kloster zu besuchen und Zeuge einer für ihn sehr merkwürdigen Gepflogenheit des Tempels zu werden: ein Mönch betritt mit Kübeln von Essensresten den schön angelegten Klostergarten und läutet dort ein Glöckchen. Sogleich kommen viele Tiere, mehr als dreitausend, darunter einige mit menschenähnlichen Gesichtern – „gati maymones; similitter et multa alia que faciem hominis habebant“⁴⁷¹ –, und stellen sich in Reih' und Glied auf. So gut wie eben möglich füttert der Mönch die Schar und klingelt dann wieder sein Glöckchen, worauf die Tiere sich zurückziehen. Odorich zeigt sich über dieses possierliche Schauspiel äußerst belustigt und erkundigt sich neugierig nach der Bedeutung dieser seltsamen Szene:

Ich aber lachte sehr und sagte zu jenem Chinesen: „Erkläre mir doch bitte, was das bedeuten soll“. Darauf antwortete er mir: „Diese Tiere sind die Seelen edler Männer, die wir aus Liebe zu Gott ernähren“. Ich aber erwiderte: „Das sind keine Seelen, sondern lediglich unvernünftige Tiere.“ Darauf aber antwortete er mir: „Es ist nicht wahr, daß das Tiere sind, es sind nichts anderes als die Seelen edler Männer. Wenn nämlich jemand ein rechtschaffener Mann war, dann wandert seine Seele in eines dieser edlen Tiere; die Seelen roher Menschen aber bewohnen die gemeinen Tiere.“ Und ich hätte ihm noch viel sagen und predigen können, ohne daß er jemals von diesem Unglauben gelassen hätte.⁴⁷²

⁴⁷¹ ebend., Kap. XXIII, 6. In der bei Ramusio abgedruckten Volgare-Fassung wird die Gelegenheit genutzt, an dieser Stelle einige *monstra* einzufügen: unter den Tieren befinden sich auch Wölfe, Wildschweine sowie „bestie cornute con viso umano e altri assai diversi, ma la piú parte avevano viso umano“, s. *Viaggio del Beato Frate Odorico*, in: G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. IV., S. 312.

⁴⁷² „Dum autem sic viderem ista, multum cepi ridere dicens: „Tu michi dicas quid hoc indicare vellent“. Tunc ipse respondit dicens: „Hec animalia sunt anime nobilium virorum, que nos pascimus amore Dei“. Ei autem respondi dicens: „Hec animalia non sunt anime sed solum bestie et animalia ipsa sunt“. Michi autem respondit dicens: „Verum non est quod hec animalia sint, sed solum nobilium virorum iste sunt anime. Unde sicut unus illorum fuit nobilis homo, sic eius anima in aliquod ipsorum animalium ipsa intrat nobilium; anime vero rusticorum hominum animalia vilia intrant et habitant“. Sic autem isto modo dicere poteram sibi multa, quod nunquam aliud credere volebat“, Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXIII, 7.

Wunderlicher als dergleichen Vorstellungen oder Sitten – so scheint die Erzählung zu suggerieren – ist die Weigerung der Einheimischen, auf die Einwände und Vorhaltungen des Frater Odoricus hin von ihren Gebräuchen zu lassen. Auch auf der Insel *Dandin*, deren Name Odorichs etymologischer Einleitung zufolge so viel bedeutet wie „unrein“⁴⁷³ und deren Bewohner in der Tat – *nomen est omen* – „carnes crudas (...) omnemque aliam immunditiam“ verzehren,⁴⁷⁴ wollen die Insulaner nicht auf den Fremden hören und halten seinen Vorwürfen eigene Anschauungen entgegen. Die Bewohner von *Dandin* üben nämlich einen abscheulichen Brauch, den bereits der *Divisament* mit sichtlichem Unbehagen geschildert hatte: sobald einem erkrankten Verwandten durch ein Götzenbild der Tod prophezeit worden ist, warten seine Angehörigen diesen nicht pietätvoll ab, sondern ersticken den Kranken und verspeisen ihn anschließend bei einer festlichen Zusammenkunft. Auf die Schilderung dieses Brauches folgt, wie in der Auseinandersetzung mit dem buddhistischen Mönch, ein kleiner anschaulicher Dialog, in dem „ego, Frater Odoricus“ sich unmittelbar mit dem endokannibalistischen Inselvolk auseinandersetzt und dessen Vertretern die Unsitte auszureden sucht:

Ich, Frater Odericus, tadelte die Leute sehr für diesen Brauch. Unter all den Beispielen, mit denen ich gegen ihre Unvernunft argumentierte, sagte ich auch: „Wenn ein Hund getötet wird, würde ein anderer Hund ihn nicht fressen; und ihr, die ihr vernunftbegabte Menschen seid, betragt euch wie die wilden Tiere?“. Darauf antworteten sie mir: „wir tun dies, damit nicht die Würmer sein Fleisch essen. Daher essen wir sein Fleisch, damit seine Seele keine Pein leiden muß; denn wenn ihn die Würmer äßen, müßte seine Seele große Schmerzen leiden.“ Und so konnte ich sagen, so viel ich wollte, weil sie niemals etwas anderes glauben und nicht von dem Brauch abgehen wollten, den sie übten.⁴⁷⁵

⁴⁷³ „De ista insula (...) que vocatur Dandin, quod idem est quod est immundum“, ebend., Kap. XVIII, 1.

⁴⁷⁴ ebend.

⁴⁷⁵ „Hos tales multum reprehendebam dicens: ‚Quare sic facitis vos, cum hoc quod facitis sit contra omnem rationem. Nam si canis aliquis occideretur et ipse ante alium canem poneretur, ipse de illo nullatenus manducaret; nedum vos qui homines videmini rationabiles‘. Ad hoc michi respondebant dicentes: ‚Hoc facimus ne vermes comedent eius carnem. Ideoque carnem eius comedimus ut anima eius aliqua non paciatur pena, nam si eius carnem vermes comederent ipsius animam magnas pateretur penas‘. Et sic tantum dicere poteram quantum ego volebam quod nunquam aliud credere volebant, nec ab isto ritu discedere quem tenebant“, ebend., Kap. XVIII, 4.

Eben diese diskursive Aufgeschlossenheit, welche die Begegnung mit dem Monströsen sogleich in einen Dialog oder in eine homiletische Situation überführt, nimmt den fremdartigen Völkern und Sitten ihre Bedrohlichkeit.

Auch die wenigen mißgestalteten Völkerschaften, auf die Odorich trifft, haben durchaus nichts Beängstigendes. Auf der Insel *Nicuveran* beispielsweise leben Frauen und Männer mit Hundsgesichtern, die einen Ochsen als Gott anbeten und dessen Abbild an ihrer Stirn tragen.⁴⁷⁶ Obwohl sie dem Exokannibalismus frönen, hat Odorich auch Positives von ihnen zu berichten, denn sie sind tapfere Krieger und werden von einem sehr gerechten König regiert, der den wertvollsten Rubin der Welt besitzt. Auch von den überaus zahlreichen Pygmäen oder „Biduinen“ (so ihr Name in einigen Handschriften), die in den abgelegenen Gebieten jenseits des Yangze leben und große Mengen der – in China überaus seltenen – Baumwolle produzieren sollen, geht durchaus nichts Bedrohliches aus; die Leser erfahren nicht einmal, ob Odorich die Hauptstadt des Zwergenlandes selbst betreten habe oder nur vom Hörensagen kenne.⁴⁷⁷ Da die Baumwollproduktion im Abendland keineswegs als charakteristische Tätigkeit des Miniaturvolkes galt, setzen einige Textversionen die geläufigeren Informationen über die Pygmäen hinzu: daß sie aufgrund ihrer Körpergröße in der ganzen Welt berühmt seien, im fünften Lebensjahr heirateten und eine vernunftbegabte Seele besäßen.

Die Welt, die Odorich durchreist, ist wunderbar, doch läßt sich der Franziskaner nur selten zu abfälligen Urteilen hinreißen. Im Unterschied zu Rubruk oder zu der Bearbeitung des *Divisament* durch den Dominikaner Fra Pipino, der die „*cecitas paganorum*“ immer wieder geißelt und heidnische Kultpraktiken als „*supersticione*“ und „*incantazione*“ brandmarkt oder gar „*arte diabolica*“ darin wittert, findet man solche Kommentare bei Odorich kaum. Als er beispielsweise in *Caitun* ein buddhistisches Kloster besucht, schildert er, wie die Mönche warme Speisen vor die Götzenbilder stellen, um diese – bevor sie selbst das Essen verzehren – mit dem Dampf zu speisen.⁴⁷⁸ Während Fra Pipino nicht versäumt hätte, diese Götzenfütterung als „*sacrificium nefandum*“ zu bezeichnen, enthält Odorich sich jeden Kommentars. Mit Verve verwirft er jedoch als „*bestialitas*“ und als Vergehen gegen die Menschlichkeit die Witwenverbrennung, die – wie er mit Empörung vermerkt – der Frau als sittenstrenges Verhalten auferlege, ihrem Gemahl in den Tod zu

⁴⁷⁶ ebend., Kap. XVI.

⁴⁷⁷ ebend., Kap. XXIV.

folgen, während ein verwitweter Mann sich, ohne sein Gesicht zu verlieren, eine neue Gattin wählen dürfe.⁴⁷⁹ Auf den religiösen Hintergrund dieser Kultpraxis geht er allerdings nicht näher ein.

Nicht immer wird der Franziskaner die ihm befremdlichen Rituale richtig verstanden haben, und in manchen seiner Schilderungen dürften auch Reminiszenzen an die eigene kulturelle *traditio* enthalten sein. So verehren die Einwohner in der Stadt *Polumbum* einen Ochsen als Gott (wie Odorich dies bereits für die Insel *Nicuveran* konstatiert hatte), und sie waschen sich mit seinem Urin die Gesichter. Auch beten sie - wie der Franziskaner zu berichten weiß - ein Bild an, das zur Hälfte Ochse, zur Hälfte Mensch ist und immer wieder seine Gelüste nach jungfräulichem Blut bekundet.⁴⁸⁰ Gestalt und Begehren dieses *monstrum* suggerieren eine enge Verwandtschaft mit dem Minotaurus der paganen Überlieferung, der im Mittelalter als Antichrist gedeutet wurde, und möglicherweise ist es diese Assoziation, die Odorich zu der Behauptung veranlaßt, daß die dem Tempeldienst geweihten Kinder in Scharen vor dem Minotaurus-Götzenbild blutig hingeschlachtet würden, obwohl es sonst keinerlei Hinweise auf derartige Menschenopfer in Malabar gibt und diese auch nicht sehr wahrscheinlich sind.⁴⁸¹ Obwohl Odorich Kultpraktiken wie die religiös-ekstatischen Manifestationen des Thaipusam-Tages, eines hinduistischen Tempelfests, an dem die Teilnehmer sich in tranceartigen Zuständen - laut Odorich tödliche - Verwundungen beibringen, als „perfidia“ einstuft, bilden dergleichen Werturteile die Ausnahme. Auffällig ist jedoch die scharfe und kurze Ablehnung der nestorianischen Brüder und Schwestern, die der Franziskaner ohne weitere Begründung als „christiani, sed pessimi haeretici“ definiert.⁴⁸²

Im Gegensatz zu seinem Ordensbruder Rubruk, dessen Sprachhohnmacht immer wieder thematisiert wird, weist das *Itinerarium* des Odorich an keiner Stelle auf irgendwelche Verständigungsprobleme hin. Odorich ist generell der Sprache mächtig; wo auch immer er hinkommt, scheint er sich ganz problemlos mit den Einheimischen unterhalten zu können und ihre Erklärungen zu ihm ungewohnten Sitten - zumindest sprachlich - einwandfrei zu verstehen, wie die kleinen, in wörtlicher Rede wiedergegebenen Dialoge eindrucksvoll

⁴⁷⁸ ebend., Kap. XXI, 2.

⁴⁷⁹ ebend., Kap. X, 4.

⁴⁸⁰ ebend., Kap. X, 1-3.

⁴⁸¹ s. M. Milanesi, *Viaggio del Beato Frate Odorico*, in: G. Ramusio, *Navigazioni*, Bd. IV, *op. cit.*, S. 275, Anm. 3.

⁴⁸² Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXVIII.

belegen. Frater Odoricus wird sich im übrigen an keiner Stelle seines Reiseberichts fragen, ob er alles richtig verstanden habe.

Die Menschen auf der Insel *Dandin* üben – wie bereits erwähnt – den endokannibalistischen Brauch, ihre siechen Anverwandten zu erwürgen und danach gemeinsam zu verspeisen. Von Odorich zu dieser Sitte befragt, antworten die Insulaner ihm in direkter Rede: „Wir tun dies, damit nicht die Würmer sein Fleisch essen!“. Es ist in diesem Fall äußerst aufschlußreich, die den Einheimischen von Odorich in den Mund gelegte Erklärung mit jener Deutung zu vergleichen, die im *Divisament* für dieselbe endokannibalistische Gepflogenheit gegeben wird. Dort nämlich wird die erstaunliche „usance“ der Einheimischen nicht auf die Angst der Anverwandten zurückgeführt, daß die Würmer den Körper des Leichnams fressen könnten, sondern eine für abendländische Ohren viel seltsamere Erklärung gegeben: daß die Insulaner die Leiche verzehrten, damit sich keine Würmer bildeten, da diese, sobald der Verwesungsprozeß abgeschlossen sei, keine Nahrung mehr finden könnten und dann sterben müßten. Damit aber würde die Seele des Verstorbenen Schuld an den vielen, in den Würmern inkarnierten Seelen auf sich laden:

Und ich Euch sage, daß sie auch das Mark essen, das sich in den Knochen befindet, damit nicht das Geringste übrigbleibt, da sich Würmer daraus bilden könnten, die dann später an Futtermangel eingehen würden. Durch den Tod dieser Würmer aber, sagen sie, erwachse der Seele des Verstorbenen großer Schaden und Schmerz.⁴⁸³

Während im *Divisament* also eine dem Abendland unverständliche, radikal fremdartige Auffassung zu Wort kommt, die den Tod der Würmer zum Gegenstand hat, verweist die von Odorich den Insulanern in den Mund gelegte Erklärung auf die Angst vor der Zersetzung des Leichnams. Die Furcht aber vor dem organischen Verwesungsprozeß war dem Abendland keineswegs fremd, im Gegenteil: als Schreckbild und zugleich Faszinosum wird der organische Auflösungsprozeß seit dem 13. Jahrhundert als *Memento Mori* oder als Symbol der *Vanitas* ausgesprochen häufig zur Darstellung gebracht.

⁴⁸³ „Et si voç di qu’il menuient encore toutes les meroles que sunt dedens les osse; e ce font il por ce que il ne velent que en remagne aucune sustance, car il dient, se il hi remansist aucune sostance, que cel sostance feroit vermes, les quel morroient por defaute de mangier; e de la mort de cesti vermes dient que l’arme dou mort en auroit grande donmajes e peicés, e por ce le menuient il tout“, Marco Polo, *Divisament*, *op. cit.*, S. 546.

Es scheinen nicht zuletzt eigene Ängste und Vorstellungen zu sein, die Odorichs Schilderungen der Sitten und Gebräuche in Indien und im Fernen Osten motivieren: so als ob die Gepflogenheiten der seltsamen Fremdvölker bisweilen nur die Kulisse abgeben würden zu einer Kritik, die ganz andere Interessen verfolgt. Auf der Insel *Lamori* beispielsweise gehen die Einwohner vollkommen nackt einher und machen sich über Odorich lustig, weil er „contra naturam“ eine Kutte trage, obwohl Gott Adam nackt geschaffen habe.⁴⁸⁴ Privaten Grundbesitz kennt man auf *Lamori* nicht, alles – bis auf die Häuser – gehört dem Gemeinwesen, ein Charakteristikum, das traditionell den Wundervölkern der weisen Brahmanen oder Gymnosophisten zugeschrieben wird, die schon Alexander durch ihre Bedürfnislosigkeit überrascht hatten und deren tugendreiches Leben oftmals mit kritischem Seitenblick auf den heimischen Klerus dargestellt worden ist. Doch auf *Lamori* werden die positiven zivilisations- und besitzkritischen Anklänge ins Negative gewendet: im Unterschied zu den keuschen Brahmanen, die sich ihrer Nacktheit nicht schämen, da sie keine unzüchtigen Gedanken haben, leben die Einwohner von *Lamori* in wilder Ehe mit wechselnden Partnern, und die gezeugten Kinder kennen ihren leiblichen Vater nicht. Daß christliche Sekten, die zu Häresien erklärt wurden, immer wieder solche Lebensformen eingefordert haben, mag nicht ganz unbedeutend für das Urteil sein, das Odorich über das Volk von *Lamori* fällt: es ist „pestifera“ und wird daher folgerichtig eines ungewöhnlich hohen Konsums an Menschenfleisch bezichtigt, das „dort in der gleichen Weise verzehrt wird wie hier bei uns das Fleisch von Rindern“.⁴⁸⁵ Um diesen Bedarf zu stillen, kommen Kaufleute „von weit her“ und bringen Menschen – in anderen Textfassungen dezidiert Kinder – als Ware, die dann von den Einwohnern getötet und verspeist werden. Die Zusammenstellung von gewissenlosen Kaufleuten, die promiskuitiven kannibalistischen Häretikern Kinder zum Menschenopfer bringen, hat zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine durchaus aktuelle Komponente. Sie läßt nicht nur an die zu dieser Zeit zahlreich kursierenden Legenden jüdischer Ritualmorde denken, denen zufolge Juden christliche Kinder – als Repräsentanten des Gottessohnes – auf grausame Weise zerstückelten; sie erinnert auch daran, daß eben die Vorwürfe von sexueller Ausschweifung, kannibalistischen Umtrieben und Kindestötungen immer wieder gegen Hexen und Ketzler erhoben worden sind, die während ihrer sinistren Zusammenkünfte die kleinen Leichen auf vielfältige Art und

⁴⁸⁴ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XII.

Weise zum Verzehr zubereitet oder aber zur Gewinnung von Zaubermitteln genutzt haben sollen. *Lamori*, so könnte man meinen, war keineswegs so exotisch wie die Nacktheit seiner Bewohner auf den ersten Blick suggerierte, und es lag vom Abendland gar nicht so weit entfernt.

Die drei letzten Abschnitte des *Itinerariums* lassen die dichotome Struktur, die dem gesamten Reisebericht zugrundeliegt, womöglich am deutlichsten hervortreten. Odorich hat den Hof des Großkhans geschildert, er ist durch das Land des Priesters Johannes gereist, dessen Reich übrigens zum letzten Mal in Asien lokalisiert wird und von dem Odorich - wie bereits zuvor sein Ordensbruder Rubruk - zu berichten weiß, daß nicht der hundertste Teil dessen, was über ihn erzählt wird, wahr sei („veni versus terram Prestiçane; de quo non est centesima pars eius quod quasi pro certo dicitur de ipso“⁴⁸⁶), und schließlich hat der Franziskaner noch die - auch in anderen Reiseberichten wiedergegebene - Geschichte vom Ende des „Alten vom Berg“ und seiner Assassinen durch die Mongolen in sein Itinerar eingefügt. Nun aber kommt er unvermittelt auf seinen Orden und dessen Tätigkeit in jener Gegend, wo einst der ismaelitische Meuchelmörder sein Unwesen getrieben haben soll, zu sprechen. Wider Erwarten finden wir die Bettelmönche nicht etwa damit beschäftigt, den Einheimischen ihren heidnischen Unglauben auszureden und ihnen von der Kraft der christlichen Nächstenliebe zu predigen. In der „Großen Tartarei“ (das meint hier: im persischen Raum) hat Gott seinen Streitern eine besondere Gabe verliehen, und diese ist so wirkungsvoll, daß die Bettelmönche zum Zwecke der Bekehrung sich nicht auf Diskussionen mit den Heidenvölkern einlassen müssen. Statt dessen treiben die Brüder allen Besessenen, deren es in dieser Gegend offenkundig eine große Anzahl gibt, Dämonen aus: „so mühelos wie man einen Hund aus dem Haus jagt“.⁴⁸⁷

⁴⁸⁵ „Ista gens pestifera est et nequam, nam carnem humanam ita comedunt illic, sicut carnes mancine comeduntur hic“, ebend., Kap. XII, 3.

⁴⁸⁶ ebend., Kap. XXXII, 1.

⁴⁸⁷ Im allgemeinen beziehe ich mich auf die Edition von A. Wyngaert und deren Übersetzung durch F. Reichert, doch an manchen Stellen scheint mir die Fassung keinen rechten Sinn zu geben. So heißt es an dieser Stelle eigentlich: „(...) nam in magna Tartaria ita pro nichilo habent expellere demones ab obsessis, sicut de domo expellerent unum canem“, XXXVI, 1. Reichert übersetzt: „In der großen Tatarei legen die Menschen keinen Wert darauf, den Besessenen die bösen Geister auszutreiben, so wie man einen Hund aus dem Haus jagt“ (S. 121). Der Zusammenhang, den eine andere Textfassung zwischen der Dämonenaustreibung und dem Verjagen der Hunde herstellt, scheint sinnvoller: „Nam sic eos eiiciunt ab obsessis corporibus, sicut qui ex facili de domo expelleret unum canem“, Odorico da Pordenone, *Relazione del Viaggio in Oriente e in Cina*, S. 117.

Die erfolgreiche Ausübung des Exorzismus war natürlich kein Novum der Franziskanerbrüder. Bereits der Messias hatte eindrucksvolle Beispiele von der purgierenden Kraft des göttlichen Wortes gegeben und von seinen Anhängern prophezeit: „In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben“.⁴⁸⁸ Seit Tertullian wurden diejenigen, die im Namen Christi, des Heiligen Geistes oder der Heiligen Dämonen austrieben, als „*militia Christi*“ verstanden.⁴⁸⁹ Auch der Heilige Franziskus hatte sich bekanntlich als fähiger Streiter des Herrn erwiesen, als er die vom Bürgerkrieg heimgesuchte Stadt Arezzo von einer großen Dämonenschar befreite, deren wilde Flucht Giotto gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der Oberkirche von S. Francesco zu Assisi *a fresco* gestaltet hat (Abb. 54). Die bösen Geister, über die der Herr seinen franziskanischen Heerscharen in der Großen Tartarei Gewalt verliehen hat, sind jedoch weniger deshalb von Interesse, weil sie sich ganz ähnlich wie ihre Vorfahren in Italien verhalten, als vielmehr der Orte wegen, an denen sie sich bis zur Ankunft der *miles Dei franciscani* versteckt gehalten hatten:

Sobald die vom Bösen Besessenen vor die Brüder gebracht worden sind, befehlen diese den Dämonen, im Namen Jesu Christi aus den Körpern der Besessenen zu fahren, so schnell sie nur können. Wenn der Befehl ausgesprochen worden ist, fahren sie unverzüglich aus ihnen heraus. Die vom Teufel Befreiten lassen sich danach auf der Stelle taufen. Dann nehmen die Brüder jene Götzenbilder aus Filz, die man dort hat, ein Kreuz und Weihwasser und tragen sie zu einem Feuer. Dorthin kommen alle Leute aus der Gegend, um zu sehen, wie man die Götter ihrer Nachbarn verbrennt.⁴⁹⁰

Es sind – die Götzenbilder aus Filz lassen keinerlei Zweifel daran – Mongolen aus den unteren Volksschichten, denen hier die teuflischen Dämonen ausgetrieben werden. Die ambivalente Haltung des Abendlandes gegenüber den apokalyptischen Magog-Mongolen

⁴⁸⁸ Mk 16, 17.

⁴⁸⁹ Zur Bedeutung des Exorzismus vgl. das Kapitel „Der Kampf der Heiligen mit den Dämonen“, S. 27-78 in: P. Dinzelsbacher, *Angst im Mittelalter*.

⁴⁹⁰ „Isti autem demoniaci cum adducti sunt ad fratres, ipsi ex parte et *in nomine Iesu Christi* precipiunt demonibus illis quod *exire* debeant de illis corporibus obsessorum, quam cicius ipsi possint. Tunc statim mandato facto exeunt ab illis. Deinde qui sunt a demone liberati, se statim faciunt baptizari. Tunc fratres illa sua ydola de filtro accipientes, que ipsi habent, cum cruce et aqua benedicta et illa portant ad ignem. Deinde omnes de contrata veniunt videre comburi deos suorum vicinorum“, ebend., Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXXVI, 1-2.

ist damit noch einmal in aller Anschaulichkeit formuliert: die Mongolen sind gleichermaßen Medium des Teufels wie auch – nach erfolgreichen Exorzismen – willige Knechte des Herrn.

Auf diese eindrucksvolle Schilderung von Massenbekehrungen im vorderasiatischen Raum durch die franziskanischen *miles Dei* folgt eine Episode, die offenbar weiter im Inneren Asiens zu situieren ist und den Ich-Erzähler selbst zum Gegenstand hat. Die Szene ist zumeist als „De Valle terribili“ oder „De Valle infernali“ überschrieben und scheint auf eine Erzählung Wilhelm von Rubruks zu rekurrieren. Als dieser sich auf dem Weg nach Karakorum befand, hatte sein mongolischer Führer ihn bei einer besonders gefährlichen und für dämonische Umtriebe berüchtigten Wegstelle um geistliche Unterstützung gebeten:

Am späten Abend des zweiten Adventsontags passierten wir an schrecklichen Felsen vorbei einen Engpaß. Da schickte unser Führer nach mir mit der Bitte, ich möchte doch einige Gebete sprechen, mit denen die bösen Geister vertrieben werden könnten, die in jener Schlucht die Menschen plötzlich zu entführen pflegten. Man wußte nie, was aus ihnen geworden war. Bisweilen nahmen sie nur die Pferde und ließen die Menschen unbehelligt. Wieder ein anderes Mal rissen sie den Menschen die Eingeweide aus dem Leib und verbrannten sie auf dem Rücken des Pferdes. Und noch alles mögliche andere ereignete sich dort recht häufig. So sangen wir also mit lauter Stimme *Credo in unum Deum* und gelangten durch die Gnade Gottes unbeschadet durch diese Stelle hindurch.⁴⁹¹

Das Szenario ist bei Odorich ähnlich gestaltet: ein in tiefe Felswände eingeschnittenes Tal, „etwa sieben oder acht Landmeilen lang“, allerdings an einem geographisch schwer lokalisierbaren Ort, nämlich am *flumen deliciarium* gelegen. Es ist gefährlich, wie es im Text heißt, dieses Tal zu durchqueren, ja sogar tödlich, denn „wenn dort einer hineingeht, kommt er niemals mehr heraus, sondern muß unverzüglich sterben“, doch erfahren wir

⁴⁹¹ „Sabbato secundo adventuum in sero transibamus per quemdam locum inter rupes valde horribiles, et misit ductor noster ad me rogans me ut dicerem aliqua bona verba, quibus possent fugari demones, quia in passu illo solebant ipsi demones homines asportare subito, et nesciebatur quid fiebat de eis. Aliquando arripiebant equum, homine relicto, quandoque extrahebant homini viscera, busto relicto super equo, et multa talia contingebant ibi frequenter. Tunc cantavimus alta voce *Credo in unum Deum*, et transivimus per gratiam Dei cum tota societate illesi“, Wilhelm von Rubruk, *op. cit.*, S. 240.

im Unterschied zu Rubruks Schilderung nicht, von wem Odorich diese Informationen erhalten hat. Auch ist Odorich allein, er hat weder Führer noch Reisegefährten; und eigentlich ist es für ihn auch gar nicht notwendig, dieses gefährliche Tal zu durchqueren, denn es liegt auf keiner Wegstrecke und führt offenbar auch an kein festgelegtes Ziel. Odorich wird durch Neugier oder besser: Erkenntnisdrang, gepaart mit demütigem Gottvertrauen, in das schreckliche Tal gelockt, er möchte – was bislang noch niemand vor ihm vermocht hat – im Namen Gottes erkunden, was es mit diesem dämonischen Ort auf sich hat: „Et quamquam sic in illa moriatur, tamen volui in illam intrare, ut viderem finaliter quicquid hoc esset.“⁴⁹² Während Rubruk die greulichen Taten, welche die Dämonen in dem Engpaß verrichten, nur durch die Berichte anderer kennt, wird Odorich all das Schreckliche, das sich im Höllental abspielt, mit eigenen Ohren hören und eigenen Augen sehen.

Doch enden hier die Übereinstimmungen zu Rubruks Erzählung, da die Begebenheiten, die „ego, Frater Odoricus“ in dem Tal erleben wird, deutlich von einem anderen Text und einer anderen Szene inspiriert sind: es handelt sich um die Durchquerung der Wüste *Lop*, wo jeder Reisende, der sich ein wenig von der Karawane entfernt oder zurückbleibt, Gefahr läuft, von Geistern gerufen zu werden, die ihn mit den Stimmen seiner Kameraden beim Namen nennen und in die Irre führen, so daß er nie mehr zurückfindet. Bei Nacht, doch auch bei Tag – so hatte der *Divisament* berichtet – könne man in dieser unheimlichen Wüstenei „manti instrument et propremant tanbur“ hören, ein Geisterkonzert, dessen musikalische Aufführung aber unsichtbar blieb.

Auch Odorich hört im schrecklichen Tal verschiedene Instrumente, vor allem „nachara“, Kesselpauken, die gemeinsam mit anderen Schlaginstrumenten – Gongs und Trommeln – die charakteristische Klangfärbung der chinesischen Musik ausmachen.⁴⁹³ Einer anderen Textversion zufolge, die mit einiger Wahrscheinlichkeit auf dem Fehler eines Kopisten beruhen dürfte, ertönen im Tal des Schreckens keine „nachara“, sondern eine „chithara“, eine Zither. Was Odorich vernimmt, hat mit deren ätherischem Klang allerdings wenig zu tun, sondern erinnert an jene Musikanten, die mit „Pauken und Trompeten“ den offiziellen Zeremonien oder Militäraufmärschen in China voranzuziehen pflegen (und über

⁴⁹² Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXXVII, 2.

⁴⁹³ vgl. W. Böttger, *Kultur im Alten China*, S. 151f.

deren geräuschvolle Darbietungen sich noch die Jesuiten beklagen sollten⁴⁹⁴): es ertönt ein „solches Lärmen und Dröhnen“, daß den Franziskaner große Furcht befällt. Im Unterschied zu dem Reisenden in der Wüste *Lop* hört Odorich aber diese Instrumente nicht nur, er sieht sie auch und erkennt, daß sie auf „wundersame Weise“ - „mirabiliter“ - geschlagen werden, da es gar keine Musikanten gibt, welche die Schlegel rühren. Des weiteren erblickt Odorich, sobald er das Tal betreten hat, unzählige Leichen, die dort umherliegen. Sind es die sterblichen Überreste derjenigen, die das Tal ohne Rückkehr zu betreten gewagt hatten? Bilden sie das unsichtbare Geisterheer, das ruhelos die Pauken rührt? Der Text gibt keine Auskunft. Trotz der Kadaver und der gespenstischen Musik wagt Odorich sich einige Schritte weiter in das Tal hinein, doch was er nun sieht, ist so grauenerregend, daß ihn seine Lebensgeister zu verlassen drohen: auf einer der Felswände, die das dämonische Tal säumen, sieht er ein schreckliches, menschenähnliches steinernes Antlitz. Der furchterregende Anblick droht dem Franziskaner Sinne und Sprache zu rauben und in seiner Todesangst kommen ihm diese Worte über die Lippen: „Verbum caro factum est“. Sogleich scheint der Bann gebrochen: Odorich spürt wieder die Kraft, sich zu bewegen, er hat die letale Lähmung von sich geschüttelt. Dennoch wagt er es nicht - möglicherweise des Wortes eingedenk „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen“⁴⁹⁵ -, näher an das steinerne Antlitz heranzutreten, und schreitet stattdessen dem Ausgang des Tales zu. Bevor er es verlassen wird, besteigt er eine Sanddüne und sieht um sich her das gesamte Orchester der wundersam geschlagenen Kesselpauken. Auf dem Kamm der Düne findet Odorich Gold und Silber, so zahlreich wie „Fischschuppen“ im Sand beieinander liegen. Er hebt etwas davon auf und nimmt es in seinen Schoß; doch da er nicht an irdischen Dingen hängt („Et quia de ipso non curabam“) und vielleicht auch weil er - wie einige Textvarianten anfügen - der Meinung ist, die Reichtümer seien Gaukeleien der Dämonen („illuxiones demonum“), wirft er die Schätze wieder von sich und verläßt mit Gottes Beistand („dante Deo“) das schreckliche Höllental. Als die Sarazenen davon erfahren, daß der Mönch aus dem Abendland das Tal zu durchqueren vermochte, erweisen sie ihm große Hochachtung, nennen ihn einen Heiligen und geben ihm zu verstehen, daß jene, die im

⁴⁹⁴ Wie lautstark eine solche offizielle Zeremonie sein konnte, kann man noch der Schilderung entnehmen, die rund 400 Jahre später ein europäischer Missionar von einem Festzug gibt, den der Mandschu-Kaiser Ch'ien-lung für den an seinem Hof tätigen Jesuiten Ignaz Sichelbarth ausrichten ließ, *Lettres edifiantes*, Bd. 24, S. 491-500.

⁴⁹⁵ 5. Mose 6, 16; auch begegnet Christus mit diesen Worten dem Teufel, da dieser ihn auffordert, sich von der Tempelmauer zu stürzen, um den Beweis seiner Göttlichkeit zu erbringen; Lk 4, 12 und Mt 4, 7.

Tal des Schreckens zu Tode kommen, zu „Dienern eines höllischen Dämons“ - „homines demonis infernalis“ - würden.

Es ist offensichtlich, daß dieses vorgeblich in der Fremde gelegene Schreckenstal sowie auch die Wüste, in der das Tal liegen soll, weniger einen geographisch konkreten denn einen symbolischen Ort beschreiben,⁴⁹⁶ an dem der Höllendämon als grauenhaftes Götzenbild Gestalt gewonnen hat. Doch der Herr steht seinem Diener Odorich bei, und der Teufel kann keine Macht über ihn gewinnen. Die Suprematie des Christentums über alle anderen Kultformen - niemand sonst verläßt das Tal lebend - ist deutlich hervorgehoben. Der strenge Dualismus, der die gesamte Episode durchzieht, wird in der letzten Zeile durch die Opposition von „sanctus“ und „homines demonis infernalis“ noch einmal betont und bezieht auch die Sarazenen mit ein, auf die Odorich nach Durchschreitung des Tales trifft: zwischen gut und böse, innen und außen, dem Ich des Erzählers und Reisenden - „ego, Frater Odoricus“ - und den anderen mit ihrem wunderlichen Aussehen, ihren fremdartigen Sitten und Kulturen verlaufen klare Grenzen. Diese Konstruktion hat weitreichende Auswirkungen auf das *Itinerarium*: rückwirkend strukturiert die markante und sorgfältig ausgearbeitete Schlußepisode den gesamten Text, somit sämtliche Erlebnisse Odorichs in der Wunderwelt Asien.⁴⁹⁷

„Verbum caro factum est“⁴⁹⁸ - das Wort ist Fleisch geworden, der göttliche Logos hat sich inkarniert in Jesus Christus -, dank dieser Worte wird der Ich-Erzähler, der angesichts des schrecklichen Felsenantlitzes von Sprach- und Bewegungslosigkeit bedroht ist, aus der Todesgefahr gerettet. Es sind die Schlüsselworte der Szene und des gesamten *Itinerariums*. Durch die Exorzismen der franziskanischen *miles Dei* werden die Teufel dazu genötigt, Gestalt anzunehmen; auch die Geistermusik, die in der Wüste Lop ertönt, wird in den zahllosen Kesselpauken, die Odorich im „Schrecklichen Tal“ erblickt, konkret und anschaulich, und die „espiriti“ des *Divisament*, deren Bedrohlichkeit gerade in ihrer Gestalt-

⁴⁹⁶ F. Reichert bemerkt, daß Odorich hier den Bericht Marco Polos über die Wüste Lop „phantasievoll“ ausschmücke und in die angrenzende Wüste Taklamakan verlege, s. Anm. zu XXXVII, in: *Die Reise des Seligen Odorich*, *op. cit.*; M. Milanesi lokalisiert das Tal anhand des „Fiume dei Piaceri“, den sie als Oberlauf des Amu Darja identifiziert. Sie vermutet, daß das Tal im Gebiet des Pamir liege, und gibt auch eine Erklärung für die umherliegenden Leichen: das Gebiet sei zu Odorichs Zeit von Räuberbanden - „möglicherweise Kafiri aus Afghanistan“ - heimgesucht worden. Die Kesselpauken schließlich sind Milanesi zufolge ein Windphänomen, s. *Viaggio del Beato Frate Odorico*, in: G. B. Ramusio, *op. cit.*, S. 301, Anm. 3. Auf die Funktion des Schreckentales als „ein zwar in der ‚Fremde‘ liegender, jedoch im Rahmen des vertrauten christlichen Glaubens beschreibbarer Ort“ verweist H. Neumann, in ihrem interessanten Aufsatz, dem meine Interpretation dieser Szene entscheidende Anregungen verdankt, s. „Ein gar wunderbar dink ...“, *op. cit.*

⁴⁹⁷ Auf die Funktion dieser Szene geht wiederum H. Neumann ein, *op. cit.*, S. 39.

und Identitätslosigkeit liegt, verdichten sich bei Odorich zu dem grauenerregenden steinernen Antlitz. Die dämonischen Kräfte können nur gebannt werden, wenn sie zuvor sichtbare Gestalt angenommen haben. Ihre Bannung gelingt durch das Wort der Inkarnation.

Im Unterschied zu den Dämonen in Rubruks Erzählung, die den Reisenden packen und verschleppen, sein Innerstes, seine Gedärme nach außen wenden, im Unterschied auch zu dem im Finsternen operierenden Wundervolk der Karaunen und den gestaltlosen Geisterstimmen der Wüste *Lop*, die nicht nur den Wüstenreisenden, sondern auch den Ich-Erzähler verwirren, ergreifen und verschleppen, aus unerklärlichen Gründen von seinem vorgesehenen Pfad abführen, ist Odorichs Weg durch das Tal des Schreckens dank der Wunderkraft des göttlichen Schöpfungswortes gesichert, dessen Macht sich auf den Franziskaner überträgt. Indem die Dinge sich ihm in ihrer wahren Gestalt zeigen, sind sie auch erfassbar und beschreibbar. Was die Kesselpauken ebenso wie das steinerne Antlitz *in extremis* vor Augen führen, gilt jedoch auch für die zuvor zurückgelegte Reisstrecke: Odorich ist sprachmächtig und angesichts der Fremde nicht von jener Sprachlosigkeit bedroht, die der Ich-Erzähler des *Divisament* zum Ausdruck bringt. Immer wieder wird der Franziskaner für seine Beschreibungen Vergleiche finden, die das Fremde dem Eigenen annähern, ihm seine Fremdartigkeit nehmen. So sind beispielsweise die buddhistischen Götzenbilder so groß wie „sanctus Christoforus comuniter scribitur per pictores“, und die Leute strömen zu ihnen wie die Christen nach S. Peter;⁴⁹⁹ die Provinz *Manci* soll zweitausend Städte besitzen „tam grandes sunt, quod Tervisum et Vicencia intra muros ipsarum cuiuslibet possent stare“;⁵⁰⁰ *Kanton* ist „magna, sicut tres essent Veneciarum“ und hat mehr Schiffsverkehr als „tota Ytalia“.⁵⁰¹ Wenngleich die Größenordnungen, von denen Odorich berichtet, immens sind, werden sie durch den erläuternden Vergleich vorstellbaren Kategorien angenähert und verlieren dadurch ihre Bedrohlichkeit. Auffällig ist jedoch, daß die im *Itinerarium* hergestellten Analogien generell nur quantitativen, keinen qualitativen Wert besitzen. Wenn Odorich von

⁴⁹⁸ Joh 1, 14.

⁴⁹⁹ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XI, 1.

⁵⁰⁰ Ich zitiere noch einmal aus einer anderen Fassung. F. Reichert übersetzt den bei Wyngaert gegebenen Text: „ (...) daß die Provinz Mancie gut 2000 Großstädte besitzt, die so volkreich sind, daß weder Treviso noch Vicenza zu ihnen gerechnet werden könnten“, XIX, 2. Der Größenvergleich, den die von mir zitierte Fassung herstellt, scheint überzeugender, s. Odorico da Pordenone, *op. cit.*, S. 98.

⁵⁰¹ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, XX, 1.

hinduistischen Gläubigen erzählt, die sich für ihren Gott verletzen, ja sogar für ihn sterben, vergleicht er diese heidnische „perfidia“ keinesfalls mit christlichen Praktiken der Selbstgeißelung oder des Märtyrertodes. Wie im Tal des Schreckens bleibt das Eigene dem Fremden inkompatibel.

Ganz offensichtlich hat Odorich den *Divisament dou monde* sehr aufmerksam gelesen; er wird sich insbesondere bei den Beschreibungen der Zeremonien und Festlichkeiten am Hof des Großkhans darauf beziehen. Gerade anhand dieser Schilderungen lassen sich die unterschiedlichen Tendenzen beider Texte deutlich ablesen. Odorichs Abweichungen sind signifikant. Was sich bereits in den Unterhaltungen des sprachmächtigen Odorich mit den „indischen“ Fremdvölkern abzeichnet – eine tendenziöse Darstellung, die dem Fremden allenfalls den Part des Kuriosen, Lächerlichen, Unvernünftigen oder Verbrecherischen zuspricht –, zeigt sich auch im Hinblick auf die Beschreibung der ‚realen‘ Wunder des Fernen Ostens. So berichtet Odorich in erstauntem und eher belustigtem Ton von einer rituellen Zeremonie, die an hohen Festtagen am Hof des Großkhans begangen werde. Zu einer von den „Gelehrten“ des Hofes festgelegten Stunde werfen alle „Barone“ sich auf Kommandoruf vor dem Großkhan nieder und erheben sich wieder auf Befehl. Bis zu diesem Punkt wird das Zeremoniell auch im *Divisament* beschrieben und als Verrichtung von Gebeten bei der Neujahrsfeier erklärt.⁵⁰² Der weitere Verlauf dieser Feierlichkeit, den der *Divisament* bezeichnenderweise nicht schildert, gewinnt in Odorichs Darstellung geradezu groteske Züge:

Und wieder warten sie [die mongolischen Adligen, M. S.] auf einen anderen festgesetzten Moment, und wenn dieser Augenblick gekommen ist, ruft jener [der Zeremonienmeister, M. S.]: „Steckt euch den Finger ins Ohr“ – und sie tun es. Und dann sogleich „Nehmt ihn wieder heraus“ – und sie gehorchen. So stehen sie noch eine Weile, bis er sagt: „Siebt Mehl!“ Und so verrichten sie noch viele andere symbolische Handlungen, die eine gewichtige Bedeutung haben sollen.⁵⁰³

⁵⁰² Marco Polo, *Divisament dou monde*, *op. cit.*, „Ci divise de la grandisme feste ke fait le grant kan de lor chief de l’an“, S. 425f.

⁵⁰³ „Ad alia etiam puncta iterum ipsi attendunt, et cum venit punctum ille clamat dicens: ‚Ponite vobis in auriculam digitum‘. Et faciunt. Et tunc statim dicit: ‚Extrahite ipsum‘. Et obediunt. Sicque modicum stabunt et dicit: ‚Buratate farinam‘. Sicque multa alia signa faciunt isti, que magnam dicunt significationem importare“, Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXIX, 3.

Wenngleich die mehlsiebende Führungsschicht der Mongolen (zwölftausend Barone, so hieß es im *Divisament* voller Erstaunen, habe der Großkhan um sich) nicht in allen Handschriften erwähnt wird, sind die Recken, die auf Befehl den Finger ins Ohr stecken, nicht gerade eine eindrucksvolle Machtdemonstration, sondern wirken im Gegenteil eher lächerlich.

Eine ähnliche Bearbeitung erfahren die zaubermächtigen *bacsi*, von deren „arte diabolica“ der Erzähler des *Divisament* am liebsten gar nicht sprechen würde und deren Zaubermacht in der von Ramusio referierten Version den Großkhan um sein Leben fürchten läßt. Bei Odorich werden die tibetischen Magier hingegen überhaupt nicht mehr explizit erwähnt. Die gespenstische Schilderung, wie die *bacsi* vor zehntausend Menschen Trinkgefäße zum Khan hinschweben lassen, referiert zwar auch Odorich, doch überträgt er sie auf signifikante Weise in einen harmlosen Kontext, der den telekinetischen Fähigkeiten der Lamas den Anstrich eines Taschenspielertricks verleiht. Die Szene spielt am Geburtstag des Großkhans. Nachdem die unterschiedlichen religiösen Autoritäten ihre Glückwünsche übermittelt und auch die Vertreter des Franziskanerordens dem Herrscher feierlich ihren Segen erteilt haben, nimmt das Fest mit allerlei kurzweiligen Unterhaltungen seinen Verlauf:

Ist dies alles geschehen und der Reihe nach durchgeführt, treten einige Spielleute und Schaustellerinnen vor; sie singen so süß vor dem Herrscher, daß es eine Lust ist, zuzuhören. Schließlich führen sie einige Löwen vor, die dem Kaiser ihre Reverenz erweisen. Darauf lassen die Gaukler goldene Pokale durch die Luft fliegen, und diese sind gefüllt mit edlem Wein. Auf diese Weise reichen sie die Pokale all denen, die vom Wein kosten wollen. Dieses und noch vieles andere geschieht vor dem Khan.⁵⁰⁴

⁵⁰⁴ „Hoc facto et ordinato, tunc aliqui ystriones ad ipsum accedunt et etiam alique ystrionatrices; ante ipsum tam dulciter cantant quod quedam iucunditas est audire. Deinde ystriones faciunt venire leones que reverenciam faciunt Imperatori. // „De cifo qui per aerem vadit ad ora sedentium in convivio, qui plenus es vino. Deinde ystriones vehi faciunt ciphos aureos per aerem, plenos bono vino, et sic ad ora omnium volencium bibere de isto vino porigunt istos ciphos. Sic hec et multa alia coram domino isto faciunt“, ebend., Kap. XXIX, 7 – XXX, 1. In dieser Fassung wird den schwebenden Pokalen mehr Aufmerksamkeit gezollt, da die Episode eine eigene Überschrift erhält. Vermutlich handelt es sich aber um eine spätere Aufwertung der Szene, denn in anderen Versionen folgen die fliegenden Pokale direkt auf die „Löwennummer“: „Deinde ioculatores et mimi suis artibus agunt ut leones veniant et reverentiam faciant magno Chan. Alii vero faciunt scyphos aureos plenos bono vino per aerem ambulare (...)“, Odorico da Pordenone, *op. cit.*, S. 112.

Aus den bedrohlichen Magiern sind fingerfertige Gaukler geworden, ihre teuflischen Künste eine Art chinesischer Artistennummer. „Arte diabolica“ sieht Odorich darin in keinem Fall, und wenn er diese beängstigende Alternative doch einmal angesichts der Wunderdinge am Hof des Großkhans in Erwägung zieht, dient sie allenfalls dazu, gleich widerlegt zu werden. So gibt es im Palast des Großkhans eine große Anzahl goldener Pfauen, die, sobald die Tataren in die Hände klatschen, mit ihren Flügeln schlagen. Odorichs Alternative: „Hoc autem fit vel arte diabolica, vel ingenio quod sub terra sit“,⁵⁰⁵ läßt ersehen, daß er den unterirdischen Mechanismus für sehr viel wahrscheinlicher hält.

Das in vielen Handschriften letzte Kapitel des *Itinerariums* wird die ordenspropagandistischen Tendenzen, die bereits in den Berichten über die Dämonenaustreibungen und das Tal des Schreckens zum Ausdruck kamen, noch einmal aufnehmen. Die Episode ist kurz und dem Reisebericht erst nach Odorichs Tod von einem gewissen Marchesinus da Bassano angefügt, einem Franziskaner aus Padua, der vorgibt, die Begebenheit von Odorich selbst gehört zu haben: Als der Großkhan eines Tages von einer Reise zurückkehrt, zieht ihm viel Volk und eine Prozession von Franziskanern entgegen, darunter auch Odorich, die das Kreuz tragen und den Hymnus *Veni Creator Spiritus* intonieren. Der mongolische Herrscher erblickt sie und gewährt den Mönchen eine außergewöhnliche Gnade, die keinem anderen zuteil wird: er läßt die Brüder in seine Nähe rufen und nimmt seine präziöse Kappe demutsvoll vom Kopf, um dem Zeichen des Erlösers seine Ehrfurcht zu erweisen.⁵⁰⁶

Diese Begegnung stellt unmißverständlich eine potentielle Konversion des Großkhans zum Christentum in Aussicht (Odorich selbst hat zuvor von Bekehrungen am Hof des Großkhans berichtet⁵⁰⁷) und knüpft somit an die traditionellen Erwartungen an, die sich um den mächtigen Potentaten und christlichen Bündnispartner im Fernen Osten gewoben hatten. Die Übertragung dieser zum Topos gewordenen und in der mythischen Gestalt des Priesterkönig Johannes personifizierten Hoffnung auf einen realen Machthaber verweist hier indessen auf eine ganz andere Realität: denn während Rubruk Mönge Khan beim Namen nennt und Marco Polo von Qubilai Khan berichtet, ist Odorichs Großkhan,

⁵⁰⁵ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXVI, 3.

⁵⁰⁶ Diese einmalige Begebenheit wird bei Mandeville zum allgemeinen Verhalten aller Großkhane stilisiert, S. 154.

⁵⁰⁷ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, Kap. XXVI, 8.

an dessen Hof er „ungefähr drei Jahre“⁵⁰⁸ verbracht haben will, eine Textchimäre ohne Eigennamen oder spezifische Gestalt. Dies dürfte kaum zufällig sein, denn wenn Odorich Ta-tu um das Jahr 1329 verließ,⁵⁰⁹ war er mit großer Wahrscheinlichkeit Zeuge des Todes von Yesür Khan und der sich anschließenden innermongolischen Zwistigkeiten um die Nachfolge gewesen, als es gleich drei Anwärter auf den Thron gab, unter deren Parteigängern es zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen kam.⁵¹⁰ In Odorichs *Itinerarium* erfahren wir jedoch von all diesen politischen Umständen nichts. Seine Nachrichten vom Hof des Großkhans, von dressierten Löwen, schwebenden Pokalen, Palästen, Festen, Jagden und anderen Vergnügungen sind bewußt archaisierend und beziehen sich fast durchgehend auf Quellen früherer Zeit, vor allem und manchmal fast wortwörtlich auf die Beschreibungen des *Divisament*: als habe die Zeit stillgestanden. Denn Qubilai Khan ist bereits seit mehr als dreißig Jahren tot.

Es ist daher nur konsequent, wenn eine Fassung von Odorichs *Itinerarium* im Volgare noch einmal explizit an den Mythos vom Priesterkönig anknüpft, indem sie verschiedene Wunderwesen um den enthistorisierten mongolischen Herrscher gruppiert. Doch sind die Unterschiede markant: der „neue“ Priesterkönig erscheint nicht als Führer apokalyptischer Horden und Herrscher über monströse Völkerschaften, die Vielfalt und Ausdehnung seines Reiches dokumentieren würden – er ist lediglich ein Sammler mißgestalteter Einzelexemplare, die in einer Menagerie, wie sie einem beliebigen abendländischen Potentaten gehören könnte, ihr trauriges Dasein fristen. Die utopisch-apokalyptische Wunderwelt des Fernen Ostens ist zum reinen Kuriositätenkabinett reduziert:

Und dann sind da unendlich viele Tiere der unterschiedlichsten und seltsamsten Arten, die dieser Herrscher sich hält; darunter sechs Pferde mit je sechs Hufen und Beinen, und ich sah zwei sehr große Strauße und hinter

⁵⁰⁸ Dem Text zufolge: „Ego Fr. Odoricus ibi fui bene tribus annis in hac sua civitate“, *op. cit.*, XXVI, 8.

⁵⁰⁹ s. F. Reichert, Vorwort zu: *Die Reise des Seligen Odorich*, *op. cit.*, S. 11.

⁵¹⁰ Nach dem Tod von Yesün Temür gab es drei Anwärter auf den Thron: den jüngsten Sohn des Verstorbenen und dessen beide Brüder, Qoshila und Tuy Temür. Letzterer war Kandidat der „chinesischen“ Fraktion, während Qoshila von der „nomadischen“ Seite unterstützt wurde. Nachdem der jüngste Bruder beseitigt worden war, kam es zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen. Schließlich wurde Tuy Temür im Jahr 1328 nominell zum Großkhan ausgerufen; er dankte aber schon kurze Zeit später zugunsten seines Bruders ab. Offenbar war dieser großmütige Rücktritt allerdings Teil einer Intrige, denn bereits einige Monate später wurde Qoshila – vermutlich mit Billigung seines Bruders – ermordet, vgl. R. Trauzettel, *Die Yuän-Dynastie*, *op. cit.*, S. 243ff.

diesen zwei kleine, die alle zwei Hälse und zwei Köpfe hatten, mit denen sie aßen; gar nicht erst zu reden, von den wilden Menschen, die sich im Garten dieses Herrschers befinden: Frauen, die am gesamten Körper behaart sind mit einem dichten grauen Fell und sich von den Früchten und Getränken nähren, die der Herr befohlen hat, ihnen zu bringen; unter ihnen waren auch Männer, die nicht mehr als zwei Spannen maßen und *gomiti* [Ellenbogenlinge, M. S.] heißen. Im Hof habe ich Menschen mit einem Auge auf der Stirn gesehen, die sich *miocchi* [Halbpaaräugler] nennen. Und gerade in dieser Zeit wurden dem Herrscher zwei weitere Exemplare gebracht: ein Mann und eine Frau, deren Rumpf nur eine Spanne betrug, während der Kopf sehr groß und die Beine lang waren. Sie hatten keine Hände und aßen mit Hilfe eines ihrer Füße. Und ich sah einen etwa zwanzig Fuß hohen Riesen, der zwei Löwen mit sich führte, der eine war rot, der andere schwarz; und ein anderer wachte über Löwen und Leoparden. Mit diesen Tieren ging der Herrscher auf die Jagd von Hirschen, Rehen, Wölfen, Wildschweinen, Bären und anderen wilden Tieren.⁵¹¹

Ihrer heilsgeschichtlichen Bedeutung enthoben, werden die monströsen Scharen abermals auf Einzelexemplare reduziert, die – der Reihe nach katalogisiert – geschlossen in eine Art literarische Wunderkammer marschieren. Damit scheint die Gefahr, die von ihnen ausging, endgültig gebannt. Sie dienen in dieser *Volgare*-Fassung von Odorichs Itinerar nur noch als monströses Kuriosum, dem der überwundene Schrecken zwar noch anhaften mag, von dem aber ausgeschlossen scheint, daß er sich erneut aktualisieren könnte.

⁵¹¹ „Le bestie poi di tante sorti strane sono infinite che lui tiene, fra quali erano sei cavalli che avevano sei piedi e sei gambe per uno, e viddi dui grandissimi struzzi e dui piccoli dietro di loro con dui colli per ciascuno e dui teste, dalle quali mangiavano; senza far menzione di altri uomini salvaticchi che stanno nello giardino di detto signore, e donne tutte pelose di un pelo grande e bigio, quali han forma umana e si pascono di poma e d’altre bevande che gli ordina il signore che se gli dia: fra quali erano uomini non piú grandi di dui spanne, e questi chiamano gomiti. Nella corte ho visto uomini di un occhio nella fronte, che si chiamavano miocchi. E a quel tempo furono appresentati al signore dui, un maschio e una femina, quali avevano una spanna di busto, colla testa grossa e le gambe lunghe, e senza mani, e s’imboccavano con uno dei piedi. E viddi un gigante grande circa 20 piedi, che menava dui leoni, l’un rosso e l’altro nero, e l’altro aveva in guardia leonesse e leopardi; con sí fatte bestie andava il signore a far caccia, a prender cervi, caprioli, lupi, cingiali, orsi e altre bestie salvatiche“, zit. n. *Viaggio del Beato Frate Odorico*, in: G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. IV, S. 316.

3. Mandeville's *Travels*: Archivierung und Aktualisierung der Wunder

Plano Carpini war als offizieller Gesandter gereist, Wilhelm von Rubruk und Odorich sahen ihre Aufgabe in der Mission, die Kaufleute Polo hatte es zunächst eher zufällig immer weiter gen Osten verschlagen. Es gab jedoch auch andere Motive, um sich auf die weite und gefährvolle Reise in die Wunderländer des Orients zu begeben.

Fortunatus, der Sohn eines verarmten Bürgers aus Famagusta auf Zypern, hatte seine Heimatstadt verlassen müssen und war nach großer Mühsal und mannigfaltigen Abenteuern in der Fremde „der junckvraw des glücks“ begegnet, die ihn zwischen sechs Gaben hatte wählen lassen: Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langem Leben. Als Exilant sind Fortunatus Armut und soziale Demütigung hinlänglich vertraut, und er muß daher seine Wahl nicht lange bedenken: „so beger ich reichtumb/ das ich alweg gelts gnuog hab“.⁵¹² Sein Wunsch wird ihm sogleich gewährt, und die Glücksfee überreicht ihm ein Goldsäckelchen, das sich selbsttätig immer wieder füllt. In seine Heimatstadt zurückgekehrt, gelingt es Fortunatus, indem er sich als kluger Bürger und Handelsmann betätigt, ohne über seinen sozialen Stand hinauszustreben oder seinen wundersamen Reichtum eitel zur Schau zu stellen, an der Seite seiner geliebten Gattin ein Leben in Wohlstand und Ansehen zu führen sowie dem Gemeinwohl nützlich zu sein. Doch plötzlich überkommt den arrivierten Aufsteiger eine seltsame Unruhe, ein unwiderstehlicher Drang, ein insistentes Fernweh, das ihm keine Ruhe mehr läßt und ihn um seinen Seelenfrieden zu bringen droht:

ich hab das halb tayl der welt gesehen. so will ich das ander tayl auch be-
sehen. Unnd soltte ich mein leben darumb verlieren. Unnd kan das nit
auß meinem gemüt bringen (...).⁵¹³

Gegen diese fixe Idee helfen auch die Bedenken seiner Gemahlin nicht, die ihn bittet, Anstrengungen und Gefahren eines solchen Unternehmens zu scheuen und bequem am sicheren häuslichen Herd zu verweilen. Das Fernweh ist mächtiger als alle vernünftigen Erwägungen, und so begibt sich Fortunatus auf die lange Reise in den Fernen Osten, um eben jenen „ander tayl“ der Welt zu erkunden, den er so brennend zu sehen begehrt. Er

⁵¹² *Fortunatus*, (hrsg.) H. G. Roloff, S. 46.

⁵¹³ ebend., S. 99.

durchquert „des kaisers lande von Persia“, zieht durch „deßs grossenn Chams von Cathay land“ und kommt schließlich „durch die wuestin gen Indiam in priester Johans lannde“.⁵¹⁴

Wer an dieser Stelle eine ausführliche Beschreibung der wundersamen fernöstlichen Welt erwarten sollte, wird jedoch von dem anonymen Volksbuch *Fortunatus*, das gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist, enttäuscht. Denn nach einigen Zeilen über Reichtum und Macht des Priesterkönigs bricht der Text abrupt mit dem folgenden bibliographischen Hinweis ab: „Was wunder/ abenteür und sitten in den landen ist/ waer ain sonder und groß buoch von zu schreiben/ wellicher aber das geren wissen welle/ der leß das buoch Johannem de Montevilla“.⁵¹⁵

Johann de Montevilla alias Jean Mandeville, dessen Reisebericht dem wißbegierigen Leser hier ans Herz gelegt wird, da er über die wundersamen Dinge des Fernen Ostens einschlägig informiere, galt in der Tat über lange Zeit als unübertroffener Experte in Sachen Asien. Seine Reisebeschreibung ist vermutlich um 1360 entstanden und bis heute in mehr als dreihundert Handschriften überliefert, was für die große Verbreitung des Textes spricht. Obwohl das Original wahrscheinlich in französischer Sprache verfaßt war und auch die älteste erhaltene Handschrift,⁵¹⁶ die auf das Jahr 1371 datiert wird und im folgenden zitiert werden soll, sich des Französischen bedient, so daß die Bezeichnung *Voyage de Mandeville* eigentlich angemessener wäre, hat Mandevilles Buch seine größte Bekanntheit unter dem Titel *Mandevilles Travels* erzielt und soll daher auch hier so genannt werden. Der Reisebericht des Ritter Mandeville kursierte schon bald nach seinem Erscheinen in englischer, deutscher, niederländischer, spanischer und italienischer Sprache, auch zwei weitere französische Fassungen entstanden; er zählte zu den ersten Büchern, die gedruckt wurden, und erlebte zahllose Auflagen in den verschiedensten Ländern. Eine belgische Fassung wurde noch im 17. Jahrhundert als Schulbuch verwendet; daß der Papst darin der

⁵¹⁴ ebend., S. 105f.

⁵¹⁵ ebend., S. 107.

⁵¹⁶ Die Handschrift wurde von einem gewissen Raoulet d'Orléans für Gervais Crestien verfaßt, der als Arzt Karls V. von Frankreich tätig war, und befindet sich heute in der Bibliothèque Nationale; sie ist abgedruckt bei M. Letts, *op. cit.*, Bd. II, *The Paris Text*, der in seinem Vorwort auch detailliert auf die Überlieferungsgeschichte und die Eigenarten dieser Textfassung eingeht. Soweit nicht anders angegeben, zitiere ich diese altfranzösische Version.

Simonie bezichtigt war, fiel dem Bischof von Antwerpen offenkundig erst bei genauerer Lektüre auf, worauf er die Eliminierung des anstößigen Passus veranlaßte.⁵¹⁷

Im deutschsprachigen Raum fand Mandevilles Reisebericht große Verbreitung durch die von Anton Sorg 1480 in Augsburg gedruckte Übersetzung des Michael Velser, die mit vielen Illustrationen – unter ihnen auch besonders schöne Darstellungen monströser Wesen – versehen war (Abb. 55). Diese Holzschnitte übernahm ein englischer Verleger für seine Ausgabe (ein Verfahren, das man heutzutage als ‚Raubkopie‘ bezeichnen würde), und sie bilden noch heute den Grundstock vieler illustrierter Mandeville-Ausgaben. Einer gleichfalls im Jahr 1481 in Basel erschienenen deutschen Übersetzung, die ein Kanonikus aus Metz, Otto von Diemeringen, besorgt hatte und die auch Abbildungen enthielt (Abb. 56), war ebenfalls großer Erfolg beschieden: nach dem Erstdruck in Basel wurde sie in Straßburg publiziert, und dort riß die Kette der Folgedrucke bis ins 16. Jahrhundert hinein nicht mehr ab.⁵¹⁸ Die Übersetzung von Diemeringens, die erhebliche Fehler bei der Schreibung von Ortsnamen aufweist und deshalb für die Mandeville-Forschung, die sich vor allem mit der philologischen Aufarbeitung des Textes befaßte, lange Zeit von geringerem Interesse war, verdient hier schon insofern Erwähnung, da sich in ihr ein aufschlußreicher Übersetzungsfehler findet: der Kanonikus gibt den Titel des Herrschers der Mongolen „Gran Caan“ nämlich italienisch als „Gran Cane“ wieder, also „Großer Hund“, was die Assoziation von Hundsköpfigen und Mongolen durchaus begünstigt haben dürfte. Es scheint daher gar nicht abwegig, daß Colón, der bei seinem Gespräch die Einheimischen auf Hispaniola dahingehend verstand, daß die Kariben Leute des Khans und hundsköpfige Menschenfresser seien, Mandevilles Reisebericht in einer Fassung kannte, die von der Textversion Diemeringens ausging und diesen Übersetzungsfehler übernommen hatte. Während jedoch die von Colón benutzte und von ihm mit Randbemerkungen versehene Marco Polo-Ausgabe (in der ersten Druckfassung der Fra Pipino-Version) erhalten ist und noch heute im Museum zu Sevilla bewundert werden kann, ist Colóns Vertrautheit mit

⁵¹⁷ Zur Rezeption des *Livre de Mandeville* vgl. M. Letts' ausführliche Einleitung zu *Mandeville's Travels*, Bd. I; auf die Existenz und komplizierte Überlieferungsgeschichte einer ausführlichen Kontinental- und einer kürzeren Insularversion des Textes geht extensiv M. C. Seymour ein, *The Bodley Version of Mandeville's Travels*, S. xi-xx. Der neuere Forschungsstand wird von F. Reichert in seinem Vorwort zu: *Die Reise des Seligen Odorich*, *op. cit.*, und vor allem von S. Greenblatt, *Wunderbare Besitztümer*, *op. cit.*, resümiert.

⁵¹⁸ Zur Rezeptionsgeschichte dieser beiden deutschen Textfassungen s. die ausführliche Einleitung von E. Bremmer und K. Ridder zu Jean de Mandeville, *Reisen*, *Reprint der deutschen Übersetzungen des Michael Velser und des Otto von Diemeringen*.

Mandevilles Text leider nur durch Erwähnungen Dritter belegt, so daß man diese Vermutung nur schwerlich wird beweisen können.⁵¹⁹

Über Jahrhunderte wurde Mandeville in ganz Europa als einer der wichtigsten Asienreisenden angesehen, und seine Reisebeschreibung erfreute sich größerer Verbreitung und Beliebtheit als die Schriften von Marco Polo oder Odorich. In England, wo er seinen eigenen Angaben zufolge geboren worden war, galt der große Weltenreisende als eine Art Nationalheld; im späten 16. Jahrhundert – und somit zu Beginn der überseeischen Expansion Englands – war es auf der Insel offenbar *common sense*, daß Mandeville ungleich bedeutender als Marco Polo gewesen sei. Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts sprach Samuel Purchas von Mandeville als dem größten „Asienreisenden, den die Welt je sah“,⁵²⁰ doch waren zu dieser Zeit schon Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Textes und der Ehrenhaftigkeit des Ritters aufgekommen, die zunächst allerdings noch mit Hinweis auf eine möglicherweise fehlerhafte Bearbeitung von Kopisten beschwichtigt wurden. Nach und nach trat jedoch immer deutlicher zutage, daß Sir Mandeville – wie ein Herausgeber der *Travels* in viktorianischer Zeit formulierte – wenig ritterlich gehandelt und seine Quellen „kalt und berechnend“ unterschlagen hatte, um „die Leser glauben zu machen, er selbst habe die gefährliche Reise unternommen“.⁵²¹

In der Tat ist es sehr unwahrscheinlich, daß der Autor der *Travels* jemals den Nahen geschweige denn den Fernen Osten anders als von seinem Schreibpult aus bereist hat. Doch wird man ihm keineswegs vorwerfen können, daß er seine literarische Fahrt nicht gründlich vorbereitet hätte, denn ganz offensichtlich verfügt er hinsichtlich seiner imaginären Reiseziele über sämtliche zur damaligen Zeit relevanten Informationen, die er mit großer Kunstfertigkeit zusammenstellt. Die Glaubwürdigkeit von Mandevilles Text scheint gerade darin begründet zu sein, daß er sich der Texttradition virtuos bedient, ihr aber inhaltlich nichts Neues oder Ungewöhnliches hinzufügt. Sein Reisebericht erweist sich als Konglomerat, das aus einer Vielzahl unterschiedlicher Quellen zusammengesetzt ist: den Itinerarien in das Heilige Land (insbesondere dem Pilgerbericht von Wilhelm von Boldensele, der zwischen 1332 und 1333 Palästina bereist hatte), der *Legenda Aurea* des Jacobus de

⁵¹⁹ Columbus' Kenntnis des Textes wird von Andrés Bernaldez in den *Memorias del reinado de los Reyes Católicos* erwähnt, vgl. S. Greenblatt, *op. cit.*, S. 236, Anm. 33.

⁵²⁰ So Samuel Purchas (1577-1626), zit. n. S. Greenblatt, *op. cit.*, S. 53.

⁵²¹ Dieses Urteil fällt der Herausgeber der *Travels* in viktorianischer Zeit, Sir George Warner, zit. n. S. Greenblatt, *op. cit.*, S. 54.

Voragine, dem Brief des Priesterkönigs Johannes und vielen anderen Schriften unterschiedlichsten Genres. Eine der Hauptquellen bildet zweifelsohne das *Speculum maius* des Vincent de Beauvais, die aus etwa zweitausend Quellen - darunter Plinius, Solinus, Hieronymus, Isidor, diverse Alexanderschriften und Bestiarien - zusammengestellte, „monumentalste aller mittelalterlichen Enzyklopädien“,⁵²² in der auch zahlreiche unterhaltsame Historien, Anekdoten, Legenden und *exempla* festgehalten sind. Wie bereits erwähnt, werden in dem *Speculum* auch weite Teile aus Plano Carpinis Reisebericht zitiert; vermutlich hatte der Autor der *Travels* Plano Carpinis Text aber ohnehin vollständig vorliegen, so wie ihm auch die *Fleurs des Histoires d'Orient* des Armeniers Hayton bekannt gewesen sein dürften, von dessen möglicherweise nicht ganz freiwilligem Aufenthalt bei den Mongolen ebenfalls schon die Rede war. Daß Mandeville auch den Bericht Rubruks als Vorlage benutzte, ist wahrscheinlich, und zweifellos wird ihm der *Divisament* vertraut gewesen sein. Von allen Quellen, die er über den Fernen Osten zu Rate zieht, ist jedoch das Itinerar des Odorich am ausgiebigsten exzerpiert worden, so daß man der kritischen Einschätzung zustimmen wird: „the extent to which Mandeville pillaged Odorics book is almost incredible“.⁵²³

Mandeville verzichtet darauf, seine Kompilation als Kompilation kenntlich zu machen, er fügt keine klassischen Zitate ein, ergeht sich nicht in literarischen Anspielungen und nennt auch keine der geläufigen autoritativen Quellen, wie es in dem gelehrten Schrifttum der Zeit üblich ist. Denn Mandeville ist kein Wissenschaftler und Stubengelehrter, sondern ein einfacher Ritter, dessen Kenntnisse - wie es einem frommen Christenmenschen geziemt - der Heiligen Schrift und der Viten der Heiligen entnommen sind und der darüber hinaus allenfalls über eine gewisse Allgemeinbildung verfügt. Es sind jedoch vor allem sein wacher Menschenverstand und sein neugieriger, weltoffener Geist, die ihn die Wunderdinge des Fernen Ostens ganz unvoreingenommen erleben und wahrnehmen lassen. Dabei ergibt es sich rein zufällig, daß das, was er mit eigenen Augen sieht und am eigenen Leib erfährt, präzise den traditionellen Vorstellungen korrespondiert und seine Reiseerlebnisse mit den bereits vorliegenden Berichten über die fernen Länder vollkommen übereinstimmen. *En passant* weicht Mandeville dabei auch einmal von den Einschätzungen seiner Vorgänger ab, was den Eindruck der Authentizität nur steigert, und unterlegt den seltsa-

⁵²² R. Simek, *op. cit.*, S. 24.

⁵²³ M. Letts, *Mandevilles Travels*, *op. cit.*, Introduction, XXXIII.

men Sitten fremder Völker, die jenen unerklärlich geblieben waren, vernünftige, nachvollziehbare Beweggründe. Indem Mandeville insistent seine Augenzeugenschaft betont, indem er sich immer wieder auf seine ganz eigenen Erlebnisse und Erfahrungen beruft und für ihren Wahrheitsgehalt *in persona* bürgt, entsteht ein umfassendes Netz feingespinnener Selbstlegitimierungen, das Mandevilles geborgte Authentizität weitaus überzeugender als die wirklicher Orientreisender erscheinen läßt. Die Empörung der Philologen angesichts einer so dreisten Aneignung von Quellen und ihrer frechen Steigerung ins Persönliche wurde später von einem noch größeren Erstaunen abgelöst: als sich nämlich nach und nach herausstellte, daß nicht nur die Reise des Sir Mandeville, sondern auch dieser selbst eine raffinierte Erfindung war.

„We know very little about Sir Jean Mandeville, the man“, schrieb im Jahr 1953 Malcolm Letts, der verdienstvolle Herausgeber einer umfangreichen Textedition der *Travels* in seinem Vorwort, und zählte jene wenigen „facts“ mit britischer Sachlichkeit auf: geboren in S. Alban zu England; Antritt der Orientreise am Michaelstag des Jahres 1332; Niederschrift der *Travels* im Jahr 1366 – doch wie alle Angaben Mandevilles hatten auch diese autobiographischen Daten den entschiedenen Nachteil, daß sie dem Buch selbst entnommen waren. Gestorben sollte der Ritter im Jahr 1372 in Liège sein. Dort hatte man zumindest sein Grab besichtigen können, das angeblich während der Französischen Revolution zerstört worden ist; Zeichnungen von dem Grabstein existierten bereits nicht mehr. Diese spärlichen Angaben über Sir John Mandeville wurden von dem Bericht eines Zeitgenossen ergänzt, eines gewissen Notars namens Jean des Reis genannt d’Outremeuse, der in seinem *Myreur des Histors* folgende Episode überliefert hatte: im Jahr 1372 habe ihm der berühmte Arzt Jean de Bourgogne in Liège auf dem Sterbebett unter vier Augen gestanden, daß er England nach einem Totschlag verlassen, sich in den Orient begeben und nach seiner Rückkehr seine Reiseerlebnisse unter dem Pseudonym Jean Mandeville niedergeschrieben habe.⁵²⁴

Als man anfang, diesen Angaben nachzugehen, entpuppte Sir Mandeville sich als ein Verwandter jener wundersamen Antipoden, die man deshalb nie hatte finden können, weil sie mit ihren nach hinten gerichteten Füßen Spuren hinterließen, die ihre Verfolger in die entgegengesetzte Richtung führten: statt konkrete Gestalt zu gewinnen, verlor der

⁵²⁴ vgl. M. Letts, *Mandeville's Travels*, Bd. I, *Introduction*, S. XVII-XXXI; darauf Bezug nehmend S. Greenblatt, *op. cit.*, S. 56-57.

Autor der *Travels* beständig an Konturen. Es stellte sich heraus, daß sein Name „Mandeville“ wahrscheinlich dem satirischen französischen *Roman de Mandevie* entlehnt war; und das Datum seiner Abreise stammte aus einem Widmungsschreiben eben jenes Wilhelm von Boldensele, der ein *Itinerar* über seine Reise von Konstantinopel in das Heilige Land verfaßt und dessen Schilderungen der Ritter großzügig als eigene Eindrücke übernommen hatte. Ob der Autor – wie im Buch behauptet – in der Tat Engländer war, ist ebenso fragwürdig. Von einer Person namens Mandeville wird man ohnehin kaum noch reden können: Mandeville sei – so stellt Stephen Greenblatt resümierend fest – „vollkommen leer, sein Name (...) eine Textchimäre, die lediglich auf das Fehlen eines echten Reisenden“ verweise.⁵²⁵ Daß ein bedeutender Arzt sich auf seinem Sterbebett zu dieser Chimäre bekannte – oder aber ein angesehenener Notar einem ehrenwerten Arzt gerade diese spezifische Identität in den Mund legte –, spricht jedoch noch einmal beredt für die Suggestion, die von Mandevilles Text ausging: eine Überzeugungskraft, an der es dem *Divisament* offenbar mangelte, da die Freunde Marco Polos – einer ähnlichen Anekdote zufolge – ihn noch auf dem Totenbett bedrängt haben sollen, zur Rettung seines Seelenheils alle Unwahrheiten und Übertreibungen aus dem *Divisament* zu streichen.⁵²⁶

Eigentlich hatte sich Ritter Mandeville – wie er uns in seinem Vorwort mitteilt – als Pilger aufgemacht, um in frommer Demut die Stätten des Herrn aufzusuchen. Dies ist zu Mandevilles Zeit ein schwieriges Unterfangen geworden, da die Erzfeinde der Christenheit das Heilige Land besetzt halten. Doch Ritter Mandeville hat unerwartetes Glück: der Sultan von Ägypten erweist sich entgegen seinem Ruf, den er im Abendland genießt, als gerechter und milder Herrscher, der dem fremden Reisenden gewogen ist, und daher beschließt Mandeville, sich in seinen Sold zu begeben. Im Unterschied zu Fortunatus, der davon überzeugt ist, daß „kayn haydenn keinen christen liebhaben mag/ noch auch kayn guotes ginnen“,⁵²⁷ und der daher auch ohne jeden Skrupel dem freundlichen Sultan von Alexandrien sein liebstes Kleinod entwendet – ein Wunschhütlein, das seinen Besitzer augenblicklich an jeden Ort der Welt versetzen kann –, tritt Mandeville dem muslimischen Potentaten und den Sarazenen generell mit augenfälliger Sympathie entgegen. Der Ritter, der genügend Zeit unter den Muslimen verbracht hat, um sich ein ausgewogenes Urteil

⁵²⁵ S. Greenblatt, *op. cit.*, S. 58.

⁵²⁶ vgl. ebend., S. 62.

über sie zu bilden, konstatiert zahllose Analogien zwischen dem muslimischen Glauben und der christlichen Lehre, weshalb er auch zu dem Schluß kommt, daß es eigentlich leicht sein müsse, die Sarazenen zum Christentum zu bekehren.⁵²⁸ Warum freilich diese Konversion zumindest in absehbarer Zeit nicht stattfinden wird, macht ihm sein Freund, der Sultan, während eines *tête à tête* in seinen Privatgemächern unmißverständlich klar, indem er Mandeville in eben jene peinliche Situation versetzt, die in verschiedenen zeitgenössischen Legenden und Novellen thematisiert wird:⁵²⁹ Als der Sultan seinen lateinischen *intimus* fragt, wie die Christen ihre Länder regierten, macht sich dieser einer weiteren (allerdings sofort eingestandenen) Lüge schuldig: „Et ie li dis que bien, Dieu grâce“.⁵³⁰ Der edle Sultan läßt sich indes nicht hinter das Licht führen und wird seinem vor Scham errötenden Gast eine ebenso kenntnisreiche wie vernichtend lange Kritik der abendländischen Zustände entgegenhalten:

Und er sagte mir: „Das tun sie in Wahrheit nicht, denn Eure Prälaten und Gottesdiener kümmern sich nicht darum, Gott zu dienen. Sie sollten den gemeinen Leuten ein gutes Beispiel geben, aber stattdessen geben sie ihnen ein schlechtes. Aus diesem Grund gehen die Leute an den Feiertagen, da sie sich in die Kirche begeben sollten, in Schänken und Tavernen und frönen dort den ganzen Tag und die ganze Nacht der Schlemmerei (...). Sie essen und trinken wie das Vieh, das nicht weiß, wann es genug hat. Die Christen sollten einfach, bescheiden und mildtätig sein, ihre Sünden beichten, und alles so tun, wie Jesus Christus es tat, an den sie glauben. Hingegen sind sie so habgierig, daß sie ihre Töchter, Schwestern und Ehefrauen für wenig Geld zur Unzucht feilbieten und einer des anderen Weib zügellos begehrt. Niemand hält dem anderen die Treue, die Christen verletzen das Gesetz, das Jesus ihnen zur Errettung ihres Seelenheils gegeben

⁵²⁷ Fortunatus, *op. cit.*, S. 119.

⁵²⁸ „Et pour ce que ilz vont si pres de nostre foy, seroient il si legiers a conuertir a la foy crestienne“, *Mandeville's Travels, op. cit.*, S. 304.

⁵²⁹ Bereits Caesarius von Heisterbach hatte von einem jungen christlichen Ritter erzählt, der in eine ähnliche Situation geraten war.

⁵³⁰ *Mandeville's Travels, op. cit.*, S. 305.

hatte, und mißachten seine Worte. Und wegen ihrer Sünden haben sie auch dieses ganze Land, das wir jetzt besetzt halten, verloren“.⁵³¹

Glücklicherweise erkennt der Sultan in Sir Mandeville die Ausnahme von dieser Regel und zählt ihn offenkundig nicht zu jener zuvor kritisierten Spezies nichtsnutziger Christen. Als Dank und aus Zuneigung für seine treuen Dienste bietet der Herrscher dem Ritter sogar die Tochter eines bedeutenden Fürsten als Braut an, doch mußte Mandeville ihretwegen von seinem christlichen Glauben lassen, was der fromme Pilger – obwohl er die Kritik des Sultans an den Vertretern der christlichen *religio* in seinem Herzen durchaus zu teilen scheint - um keinen Preis zu tun bereit ist. Der Ritter begehrt als Anerkennung seiner Dienste vom Sultan keine Frau und auch kein Geld, sondern ein Privileg, das keinem anderen Christen bisher zuteil geworden ist: er will all jene heiligen Stätten besuchen dürfen, die, seitdem sie unter muslimischer Oberherrschaft stehen, dem gewöhnlichen christlichen Pilger nicht mehr zugänglich sind. Tatsächlich wird der Sultan ihm diesen Wunsch gewähren und ihn mit einem Geleitschreiben ausstatten, das dem Ritter Zugang zu allen bedeutenden Orten des christlichen Heilsgeschehens eröffnet:

Die Sarazenen lassen weder Christen noch Juden dort ein [in die Kirche des heiligen Grabes, M. S.]. Denn sie sagen, unreine Leute dürften diesem heiligen Ort nicht nahekomen und ihn nicht betreten. Kraft der Geleitschreiben des Sultans ging ich aber nicht nur dort, sondern auch an anderen Stätten ein und aus, wie es mir beliebte, denn in seinen Briefen befahl der Sultan allen Untergebenen, mich die heiligen Stätten sehen zu lassen, mir überall Zutritt zu gewähren und mir die Geschichte des jeweiligen Ortes und seiner Wunder zu erzählen; ferner befahl er, mich von einer Stadt zur anderen zu geleiten, wenn sich dies als notwendig erweisen sollte, mich und meine Begleiter freundlich aufzunehmen und all

⁵³¹ „Et il mesmes me dist, ,Vraiment non font. Car vos flamines et vos prelas ne font conte de Dieu seruir. Ilz deussent donner exemples aus communes gens de bien faire et ilz leur donnent exemple de mal faire. Et pour ce aus iours de festes les communs, quant ilz deuroient aler au temple pour Dieu seruir, adont vont il estre aus tauernes et estre en la gloutonnie toute iour et toute nuit. (...) Manguent et boiuent comme bestes qui ne sceuent quant il ont assez pris. Et ilz deussent estre simples et humbles et charitables (...), aussi que fist Ihesu, en quoy il croient; mais il sont autres et enclins a mal faire. Et si sont si conuoiteus que pour i. pou dargent il vendent leurs filles, leurs seurs et leurs propres femmes pour mectre a la lumiere du pechie de luxure. Et fortraient lune femme lautre. Et nulz ne tient foy a lautre, mais violent toute la loy que Ihesus leur

meinen Wünschen zu willfahren, sofern diese verständig wären und nicht gegen die Würde des Sultans und seiner königlichen Gesetze verstoßen würden.⁵³²

Mandeville ist also ein privilegierter Reisender und somit auch ein privilegierter Erzähler - hat er doch mehr sehen und erleben können als jeder andere, der diese Gegenden bereist. Dabei ist auffällig, daß Mandeville diese seine Privilegien zwar erwähnt, seine eigene Person aber keinesfalls ungebührlich in den Vordergrund stellt. Im Unterschied zu dem Ich des *Divisament*, das - „mes je voç□di“ - immer wieder beschworen wird, um seinen Aussagen Gewicht zu verleihen, hat der Erzähler der *Travels* emphatische Beteuerungsformeln offenkundig nicht nötig. Mandevilles „ie“ zeichnet sich durch eine zwar stetige, stets aber auch diskrete Präsenz im Text aus; es bezieht seine Autorität aus dem Respekt und dem Zutrauen, die andere ihm als Ehrenmann entgegenbringen.

Nachdem Mandeville seine exklusive Rundreise durch das Heilige Land beendet hat und in jener ‚Mitte der Welt‘ ausgiebig auf den Spuren Christi und in dessen Nachfolge gewandelt ist, scheint das Unternehmen vollendet, das Ritter Mandeville in seinem Prolog zum eigentlichen Sinn und Zweck der Reise erklärt hatte. Doch nunmehr überkommt den Ritter - wie später den Bürger Fortunatus im zypriotischen Famagusta - ganz offensichtlich der Drang, auch den „ander tayl“ der Welt zu erkunden. Hatten fromme Demut und der Wunsch, mit eigenen Augen das wundervolle Fortwirken der Heilsgeschichte an ihren Originalschauplätzen erleben und bezeugen zu können, den *pèlerin curieux* in das Heilige Land ziehen lassen, so sind es nunmehr keineswegs devote Gefühle, die ihn immer weiter nach Osten und schließlich bis an den Hof des Großkhans führen. Auch dort wird er geraume Zeit verweilen, nicht zuletzt, um dem mongolischen Herrscher als Söldner bei der Eroberung Südchinas hilfreich zu sein. Wiederum gerät Mandeville in eine privilegierte Position. Bereits die Dauer seines Aufenthaltes sowie die tüchtigen Waffentaten im Dienst des Großkhans zeichnen ihn als profunden Kenner des Fernen Ostens aus:

auoit bailliee pour leur sauueement et deuisoit de sa propre parole. Et aussi pour leur pechie ont il perdu toute celle terre que nous tenons (...)““, ebend., S. 305-306.

⁵³² „Et les Sarrazins ny laissent entrer ne Crestiens ne luyfz, car il dient que si ordes genz ne doiuent point entrer ne touchier en si saint lieu. Mais ie entray la et autre part ou ie vouloie, par la vertu des lettres au Soudan, enz es quelles il auoit commandement a touz les subgiez a moy laissier veoir tous lieux, et a laissier entrer par tout, et a moy deuisier les lieux et les misteres de chascun lieu, et a conduire de cite a autre, se il estoit mestier, et moy benignement a receuoir et moy et ma compaignie, et a encliner a toutes mes requestes raisonnables, se elles nestoient grandement contre la royal dignite du Soudan ou de sa loy“, ebend., S. 272.

Und wißt, daß meine Gefährten und ich dem Großen Khan fünfzehn Monate als Söldner mit unseren Knechten dienten, als er Krieg gegen den König von Manzi führte. Dies taten wir, da es uns sehr gelüstete, die Regierung und Hofhaltung des Khans zu sehen und zu erfahren, ob alles in der Tat so edel und würdig sei, wie wir zuvor hatten sagen hören.⁵³³

Es ist eine Mischung aus Neugier, Abenteuerlust und Wissensdurst, die Mandeville in die fernöstliche Wunderwelt treibt: als Augenzeuge will er bestätigen oder verwerfen, ob das, was darüber berichtet worden ist, auch wirklich wahr sei. Einem so dezidiert vertretenen Wahrheitsethos gegenüber scheint es eher kleinlich anzumerken, daß die Eroberung des Südreichs bereits 1279 abgeschlossen worden war – also fast ein halbes Jahrhundert vor dem von Mandeville genannten Zeitpunkt seiner Abreise aus England – und demzufolge die Mongolen ihren Sieg über die Sung-Dynastie wohl ohne die Unterstützung des Ritters hatten erringen müssen.

Als aufgeschlossener Fernreisender⁵³⁴ wird Mandeville sowohl im Reich des Großkhans als auch im Wunderland Indien mit gezielten Fragen möglichst viel über die fremden, andersartigen Sitten und Gebräuche der dortigen Völker in Erfahrung zu bringen und diese möglichst vorurteilsfrei zu bewerten suchen. Sein Blick auf die exotische Welt ist – wie sich bereits im Vorderen Orient unter den Muslimen abgezeichnet hatte – tolerant und aufgeschlossen. Mandeville ist kein Missionar, die Bekehrung der anderen zur christlichen Lehre ist nicht sein Anliegen, und daher tritt er den Andersgläubigen ungezwungen gegenüber. So findet er es zwar bedauerlich, daß der derzeitige Großkhan kein Christ sei,⁵³⁵ doch da der mongolische Herrscher an einen unsterblichen Gott glaubt und den Christen Religionsfreiheit gewährt, sieht Mandeville auch keinen großen Mangel darin. Es ist die religiöse Aufrichtigkeit, die für den Ritter zählt, und auf seinen Reisen durch ferne Länder hat er erkannt, daß die Anhänger anderer Kultgemeinschaften in Auffassung und Aus-

⁵³³ „Et sachiez que my compaignon et moy avecques nos valles le seruismes en soudees XV. mois contre le roy de Marchi (Mancy), a qui il auoit guerre. Et la cause fu pour ce que nous auions tres grant desir de veoir les noblesces et lestat de sa court et lordenance et le gouuernement, se il estoit tel comme nous auions oy dire“, ebend., S. 353

⁵³⁴ Zu der Entwicklung vom „devout pilgrim“ zum „wide-eyed curious wanderer“, die sich in der Zweiteilung von Mandevilles *Travels* manifestiere und den „historischen Umbruch in der Entwicklung des Reisens“ sichtbar mache, vgl. H. Frübis, *Die Wirklichkeit des Fremden*, S. 60-61. Es entbehrt natürlich nicht der Ironie, daß dieser „historische Umbruch“ gerade von dem Kopfreisenden Mandeville vollzogen worden sein soll.

⁵³⁵ „Et combien quil ne soient maintenant Crestien, neentmoins li emperieres et tuit li Tartarin croient en Dieu immortel et tout puissant“, *Mandeville's Travels, op. cit.*, S. 359.

übung ihres Glaubens oftmals wahrhafter und gottesfürchtiger sind als viele Christenmenschen. Gleich welchem Glauben man auch huldige - so stellt Mandeville gegen Ende seines Buches fest -, könne man Gott wohlgefällig sein: „So es auch mancherlei Glauben auf der Erde gibt, hat Gott die Menschen allezeit lieb, die ihm in Ehrfurcht dienen“.⁵³⁶

Während Frater Odoricus niemals auf den Gedanken gekommen wäre, Ähnlichkeiten zwischen Heiden, Häretikern und rechtgläubigen Christen zu konstatieren, wird sein toleranter Plagiator und Bearbeiter vielfach Übereinstimmungen bemerken und bei seinen Beschreibungen der anderen Völker immer wieder erstaunliche Analogien, Spiegelungen, Inversionen und Brechungen der eigenen Lebens- und Glaubensnormen erkennen. Dies gilt auch für Indien, jenen „ander tayl“ der Welt, der buchstäblich als andere Hälfte des Globus zu verstehen ist, denn als gebildeter Mann weiß Mandeville, daß die Erde rund und sogar umrundbar ist und man auf der anderen Seite der Kugel Antipoden finden kann, mit denen die hiesigen Erdenbewohner sozusagen *pied à pied* stehen. Der mögliche Antichthonenkontinent, dessen unmögliche Bewohner Augustinus erzürnt hatten, ist für Mandeville eine überall gegenwärtige Realität: jeder Ort auf Erden hat sein spezifisches Gegenüber. Und uns zu Füßen liegt - so vermutet der Ritter - das Reich des Priesterkönigs: „So ich das zu sagen vermag, liegen unter uns die Lande des Priesters Johannes von Indien“.⁵³⁷

Der Herrscher unseres Antipodenkontinents ist Christ und unermeßlich reich, allerdings nicht so reich wie der Großkhan, denn sein Land ist unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten eher ungünstig gelegen, da nur wenige Kaufleute dorthin gelangen, um Handel zu treiben. Priester Johannes ist König über „alle Eilande des Teils der Erde, den wir unter uns glauben“,⁵³⁸ und regiert somit eine Weltgegend, wo man recht eigentümlichen Glaubensvorstellungen anhängt. Die ernsthafte und redliche Gesinnung allerdings, mit der die Indienbewohner ihrer Überzeugung leben, fordert dem Ritter durchaus Respekt ab. Bei der (von Odorich übernommenen Schilderung) hinduistischer Tempelfeste kommt Man-

⁵³⁶ „Et combien quil ait pluseurs loys diuerses par my le monde, ie croy que Dieu ayme tousiours ceuls qui layment et seruent verite en loyaute et en humilite et qui desprisent la vanite du monde pour lamour de luy, si comme ceste gens font et Iob aussi le fuioit“, ebend., S. 400.

⁵³⁷ „Et sachies que, selon ce que ie puis apparcevoir ne comprendre, la terre de Prestre Iehan, empereur dinde, est dessouz nous“, ebend., S. 332.

⁵³⁸ „Mais ie retourneray a ces ylles, dont iay parle, de la terre Prestre Iehan, qui sont quant a nous par deca par dessoubz terre“, ebend., S. 406.

deville daher zu ganz anderen Schlüssen als sein franziskanischer Vorgänger, der die ekstatischen Riten schlicht als "perfidia" verworfen hatte:

Vor dem Wagen [auf dem sich das Götzenbild befindet, M. S.] ziehen die Jungfrauen des Landes in wohlgeordneten Zweiergruppen der Prozession voran. Auf die Jungfrauen folgen die Pilger, die von weither gekommen sind; von diesen Pilgern werfen sich einige unter die Räder des Wagens, und dieser rollt über sie hinweg, so daß manche von ihnen sterben, anderen aber Arme, Beine und Rippen gebrochen werden. Und dies tun sie aus Liebe und großer Ehrerbietung zu ihrem Gott, denn sie glauben, je mehr Ungemach sie aus Liebe für ihren Götzen auf sich nehmen, desto näher wären sie ihm in der anderen Welt und desto größere Glückseligkeit würden sie dort genießen. Um es in aller Kürze zu sagen: die Leiden und Martern, die sie aus Liebe zu ihrem Gott erdulden, sind so groß, daß ein Christenmensch nicht einmal ein Zehntel davon aus Liebe zu Jesus Christus auf sich nehmen würde.⁵³⁹

Die Wunderwelt des Ostens ist für Mandeville der eigenen durchaus kompatibel: hinter ihren kurios anmutenden Erscheinungsformen zeichnen sich oftmals verständige Motivationen ab, wenngleich diese bisweilen den eigenen Konventionen diametral entgegensetzen scheinen. In Tibet, wo die Bevölkerung ihrem geistlichen Oberhaupt gehorcht, wie „bei uns die Leute der Heiligen Kirche unserem Heiligen Vater, dem Papst“,⁵⁴⁰ üben die Einheimischen einen äußerst seltsamen Bestattungsbrauch. Der Sohn läßt beim Tod seines Vaters alle Anverwandten und Freunde, Priester und Mönche zusammenkommen. Einer der Priester schlägt dem Toten den Kopf ab; unter Gebeten und Liedern wird sodann der gesamte Körper zerstückelt. Die Raubvögel wittern das Aas, fliegen heran und tragen die Fleischbrocken davon, bis nichts mehr von dem Toten übrig

⁵³⁹ „Et par deuant le char vont premier aus processions toutes les pucelles du pays, moult ordeneement, ii. a ii ensemble. Apres les pucelles vont les pelerins qui sont de lointaines marches, des quelz pelerins se laissent cheoir dessouz les roes du char et laissent passer le char dessus euls, si que aucuns y muerent et les aucuns y brisent leurs bras, leurs iambes et leurs costes; et ce font il pour lamour de leur dieu en grant deuocion, et pensent que, de tant comme il font et sueffrent plus grans tribulacions pour lamour de celle ydole, de tant seront il plus pres de Dieu et plus grant ioie auront en lautre siecle. Et briefment a dire ilz font de si grans penances et de si grans martyres souffrir au corps pour lamour de Dieu que a painnes nul Crestien noseroit emprende a faire la X^e partie pour lamour de Ihesu Crist“, ebend., S. 328-329.

⁵⁴⁰ „ (...) si comme font ci les gens de sainte eglise a nostre saint pere le pape“, S. 407-408.

ist. Interessanter aber als diese (wiederum von Odorich adaptierte) Beschreibung der tibetischen Luftbestattung ist der Vergleich, mit dem Mandeville seine Erzählung abschließt: „und wie hierzulande die Kaplane für die Toten *Subvenite, sancti Dei etc.* singen, singen da die Priester, und sie sagen laut in ihrer Sprache: Seht liebe Leute, welch würdiger und guter Mann er war, daß die Engel Gottes zu ihm kommen, um ihn in das Paradies zu tragen“.⁵⁴¹ Odorich ist alles andere als geneigt, dergleichen Analogien wahrzunehmen. Während Mandeville auch den weiteren Verlauf der Bestattungsriten – wie dem Toten schließlich der Kopf abgeschlagen, sein Schädel als Trinkpokal verwendet und als solcher auch künftig vom Sohn sehr in Ehren gehalten werde – ohne pejorative Wertung, eher sogar mit andächtigem Staunen wiedergibt, steht Odorich solchen Beweisen kindlicher Pietät entschieden ablehnend gegenüber und kommentiert kurz und schroff: „*Multae sunt aliae consuetudines vanae et inutiles in hac terra*“.⁵⁴²

Im Unterschied zu Odorich liegt es Mandeville fern, über andere Kultformen belustigt zu sein, denn wenn – wie er verständlich feststellt – sogar Christen, die jeden Tag im rechten Glauben belehrt würden, abergläubischen Lehren nachhingen, könne es niemanden wundernehmen, daß die "Heiden, die keine feste Lehre haben, um ihrer Einfalt willen sich noch mehr daran halten".⁵⁴³ Als Mandeville daher – wie zuvor Odorich – in einem Kloster Zeuge wird, wie die Mönche nach dem Essen mit einem Glöckchen Meerkätzchen, Paviane und Seidenäffchen zur Fütterung rufen, weil sie meinen, daß in den Tieren menschliche Seelen beherbergt seien, lacht er keineswegs darüber und versucht ebensowenig, die Mönche von ihrem ‚Aberglauben‘ abzubringen; stattdessen wendet er nur ein, daß es wohl besser wäre, den Armen und Bedürftigen diese Speisen zukommen zu lassen. Da die Mönche ihm jedoch mitteilen, daß es im Reich des Großkhans gar keine armen Leute gebe, sieht Mandeville in der Fütterung der Tiere auch keine Sünde.

Mandeville läßt die verwunderlichen Dinge, die ihm begegnen, nicht einfach im Raum stehen; er bietet Erklärungen an, die um so einsichtiger wirken, als sie hinter der sichtbaren *curiositas* unerwartete und überzeugende Bedeutungsebenen erschließen. So stellt sich heraus, daß es noch für die seltsamsten Dinge vernünftige Gründe gibt. Wenn Odorich

⁵⁴¹ ebend., S. 408.

⁵⁴² Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, S. 114.

⁵⁴³ „Et que les Crestiens telz y a ont celle creance, qui en sont abeures et sceuent toute sainte doctrine, ce nest mie merueilles se les paiens, qui nont point de bonne doctrine fors que de leur nature, sil croient plus largement par leur simplese“, *Mandeville's Travels, op. cit.*, S. 324.

beispielsweise nur zu berichten wußte, daß der Kopfputz mongolischer Frauen wie ein Fuß geformt sei, kann Mandeville darüber hinaus mit der wertvollen Information aufwarten, daß es sich um das Abbild eines Männerfußes handle und die Frauen diesen als sinnfällige Manifestation ihrer Unterwerfung unter das männliche Geschlecht auf dem Kopf trügen.⁵⁴⁴

Es zeigt sich also, daß die wunderlichen Lebensgewohnheiten der anderen oftmals gar nicht so unsinnig sind, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. So findet auch das erstaunliche Zeremoniell, bei dem sich die Mongolen auf Kommando zur Erde werfen, wieder aufstehen, ihren Finger ins Ohr stecken und allerlei andere Dinge verrichten, das zuvor Odorich verwundert oder amüsiert hatte, durch Mandeville eine einleuchtende Erklärung. Denn im Unterschied zu dem Franziskaner, der für dieses etwas töricht anmutende Gebaren keinerlei Deutung beibringt, sucht der Ritter Mandeville dem mysteriösen Tun auf den Grund zu gehen:

Da ich sie nach der geheimen Bedeutung dieser Dinge fragte, erklärten sie mir es auf folgende Weise: Das Neigen des Hauptes bedeutet, daß die Untertanen dem Khan allzeit Treue und Gehorsam versprechen und ihn nie verraten wollen. Sie stecken den Finger ins Ohr, um zu sagen, daß ein jeder von ihnen, so er Reden gegen den Kaiser hört, diese dem Rat zutragen will, auch wenn sie von seinem eigenen Vater, Bruder oder Sohn stammen sollten.⁵⁴⁵

Wieder einmal erweist sich Mandeville als einschlägig informiert. Die Exklusivität dieser Mitteilung wird im übrigen von einer anderen Textvariante noch betont, indem eigens hervorgehoben wird, daß es ein „philosopher“ war, der dem Ich-Erzähler - und nur ihm allein - auf diese „privily“ gestellte Frage Antwort gab.⁵⁴⁶ Anhand solcher Szenen wird im übrigen verständlich, warum Mandeville für seine Erlebnisse im Fernen Orient sich mit

⁵⁴⁴ „Et pour ce que elles sont en subieccion dessoubz homme portent elles vn pie dome“, ebend., S. 351.

⁵⁴⁵ „Je demanday a eulx quelles misteres ne quelles significacions ces choses auoient; et il me respondirent que le bessier la teste a telle heure dadont celle honneur estoit telle mistere, que tous ceulz qui lauoiert baissie seroient a tousiours mais obeissans et loial a lempereur et que pour dons ne pour promesses il ne pourroient estre corrupus ne incliner pour nul auoir a lui faire trahison. Et du doy mettre en loreille ilz disoient que nulz de ceuls ne pourroient oir parler ne dire chose qui fust contraire a lempereur, que tantost ne lalast dire ou noncier a lempereur, et fust ses peres ou ses freres“, ebend., S. 361.

⁵⁴⁶ „I asked privily what these things might bemean; and one of the philosophers said (...)“, zit. n. der Egerton Textfassung, in: *Mandeville's Travels*, (hrsg.) M. Letts, *op. cit.*, S. 163.

Vorliebe gerade des Itinerariums von Odorich bediente: Anders als die streitbare Persönlichkeit des Franziskaners Rubruk oder das komplexe und changierende Ich des *Divisament* ließ sich die formelhafte Subjektivität eines „ego, Frater Odoricus“ offenbar umstandslos als Katalysator imaginärer Erfahrungen verwenden. Im Unterschied zu jenen kurzen dialogischen Auseinandersetzungen, die Odorich mit uneinsichtigen Einheimischen führt, gibt Mandeville seine Unterhaltungen in der fernöstlichen Wunderwelt zumeist in indirekter Rede wieder, wodurch die Grenze zwischen dem Reisenden und den anderen weniger pointiert erscheint. Der Ritter verfällt den Wundern gegenüber nicht – wie der Erzähler des *Divisament* – in Sprachlosigkeit, er ist sprachmächtig wie Odorich, doch wird in Mandevilles *Travels* auch den anderen Sprache verliehen; sie fungieren nicht nur als abergläubische, törichte oder barbarische Statisten einer überflüssigen Wunderwelt, vor deren Hintergrund sich die christliche *religio* um so strahlender abheben kann. Es wird den Fremden bei Mandeville sogar zugestanden, daß sie Auskünfte verweigern und sich als gleichberechtigte autonome Wesen dem fragenden Zugriff des Reisenden entziehen: was Mandeville beispielsweise erfährt, als er sich nach jener Zaubertechnik der wundersamen flügelschlagenden Pfauen erkundigt, deren unterirdischen Mechanismus auch Odorich nicht hatte ergründen können:

Ich mühte mich sehr, irgend etwas über diese Vorrichtungen in Erfahrung zu bringen, doch der Meister, den ich fragte, antwortete mir, er habe dem unsterblichen Gott gelobt, daß er sie niemandem als seinem ältesten Sohn erklären werde.⁵⁴⁷

Nicht alles wird dem Reisenden mitgeteilt, und seinem Forschungs- und Erkenntnisdrang sind bisweilen deutliche Grenzen gesetzt. So hatte Mandeville auch das Irdische Paradies nicht betreten können – denn es liegt gar fern, und der Reisende war, wie er demütig bekennt, dessen auch nicht würdig.⁵⁴⁸ Doch hat die göttliche Vorsehung ihm eine andere, komplementäre Erfahrung bestimmt: den Gang durch eben jenes „Schreckliche Tal“, in dem Odorich die Macht des Fremden auf so bedrohliche Weise kennengelernt hatte und das sich auch in Sir Mandevilles *Travels* unzweideutig als das Feindliche schlechthin er-

⁵⁴⁷ „Iay mis moult grant paine assauoir aucune parties de ces jeux, mais li maistres me dist quil auoit voue a Dieu Inmortel quil ne laprendroit a nulluy fors que a son ainsne filz“, *Mandeville's Travels*, op. cit., S. 352.

⁵⁴⁸ „De paradis terrestre ne vous saroie ie propremet parler, car ie ny fui onques. Ce poise moy, car ie ne fu mie digne de la aler“, ebend., S. 194.

weist. Bezeichnenderweise handelt es sich hier aber um einen Ort ganz anderer Grenzerfahrung.

In der ältesten französischen Handschrift ist die Episode am ausführlichsten geschildert. Das Tal heißt „le val perilleus“, andere nennen es - wie uns gleich eingangs berichtet wird - „val du dyable“ und behaupten, es sei eines der Tore zur Hölle.⁵⁴⁹ Am mysteriösesten ist die dritte Bezeichnung des Ortes als „Val ou ils se bouterent“ oder „val effondre“, als Tal, in dem „sie sich zu Boden werfen“ respektive „wo man niedergeworfen wird“. Das Tal liegt neben der Insel *Melasgerd* und damit Mandeville zufolge in direkter Nachbarschaft zu dem 'falschen', da künstlich angelegten Paradiesgarten des Alten vom Berg und seiner mörderischen Assassinen, die in der Reiseliteratur häufig Erwähnung finden. Es gehört zum Reich des Priesterkönigs Johannes und somit unmittelbar zur indischen Wunderwelt. Tag und Nacht erschallen aus dem Tal „gewaltige Donner, Murmeln und Lärm von Trommeln, Pauken und Trompeten, als sei alle Tage Hochzeitsfest“.⁵⁵⁰ Doch sind es bei Mandeville keine unsichtbaren *espíriti*, die wundersam die Trommeln rühren: im Gegenteil, das Tal ist von zahllosen sichtbaren Teufeln bevölkert, die tagaus tagein dieses Höllenspektakel veranstalten. Der Anführer dieser diabolischen Festgesellschaft ist deutlich zu erkennen:

Inmitten des Tales gibt es einen Felsen, und aus diesem Felsen ragt bis zu den Schultern das Haupt eines Teufels auf. Man wird, wie ich meine, auf der Welt nirgendwo einen Christen oder anderen Menschen finden, der bei dem Anblick nicht überaus große Angst verspüren und fürchten müßte, sein Leben sogleich zu verlieren, denn greulich und finster ist dieses Haupt anzuschauen. Es blickt die Leute mit soviel Grausamkeit an, als wolle es sie auf der Stelle verschlingen. Seine Augen sind sehr beweglich und schillernd, es verändert und bewegt sich unablässig in sehr eigentümlicher Weise. Sein Betragen ist so, daß niemand wagt, es wirklich näher zu betrachten. Der Kopf scheint manchmal nah, manchmal fern gerückt;

⁵⁴⁹ „Les aucuns lappellent le val du dyable, les aucuns le val effondre, les autres lappellent le val perilleus (...) et dist on que cest vne des entrees denfer“, ebend., S. 389-390.

⁵⁵⁰ „Et en celle valee on y ot moult grant tempeste et moult grandes noises et moult hideuses tous les iours et toutes les nuys, et moult grant friente de sons de tabours, de nacaires et de trompes, et quil semble quil y ait tous les iours nocés“, ebend., S. 389-390.

Feuer, Rauch und Gestank sind um ihn her, so daß man es kaum ertragen kann.⁵⁵¹

Das unheimliche Felsenantlitz, bei dessen Anblick Odorich vor Entsetzen in eine Art Totenstarre verfallen war, so daß ihn erst die magische Formel des „*Verbum caro factum est*“ - die Glaubensgewißheit vom fleischgewordenen Gottessohn - wieder befreien konnte, hat sich bei Mandeville in den leibhaftigen Teufel verwandelt, der Rauch und Feuer sprühend, gewaltsam aus dem Inferno und in den Bereich des Irdischen strebt, glücklicherweise aber jenem Felsen verhaftet bleiben muß, aus dem sein schreckliches, gefräßiges Haupt in konvulsivischen Zuckungen hervorragt.⁵⁵² Während in Odorichs Schilderung das Dämonisch-Fremde vorherrscht (die wundersam geschlagenen Kesselpauken, die umherliegenden Toten, das furchtbare menschenähnliche Antlitz im Felsen) und mit seiner Unerklärlichkeit den Reisenden in den Bann zu schlagen droht, ist Mandevilles Szenario dem zeitgenössischen Leser durchaus vertraut, zumal einige Jahrzehnte zuvor ein anderer Reisender auf seinem beschwerlichen Weg durch das Welttheater der *Divina Commedia* ein ähnliches Bild beschrieben hatte:

Als wir so weit nach vorne hingetreten,
 Daß meinem Meister schien die Zeit gekommen,
 Das Wesen, das einst schön war, mir zu zeigen,
 Da tritt er vor mir weg und hieß mich halten. (...)
 Der Herrscher über jenes Reich der Schmerzen
 Hob sich mit halber Brust dort aus dem Eise. (...)
 Wenn er so schön war wie er jetzo häßlich,
 Und gegen seinen Schöpfer aufgestanden,

⁵⁵¹ „Et en my lieu de celle valee il y a vne roche, et sur celle roche il ya vne teste dun dyable moult orrible a veoir, et si nen pert fors que celle teste iusques aus espaules. Mais il nest homme ou monde, tant soi hardi, ne Crestiens ne autres, si comme ie croy, qui neust tresgrant paour a le regarder et quil ne li semblast quil deust tantost deffaillir de ce siecle, tant est hideuse et obscure a veoir. Et si crueusement il regarde toutes personnes, quil semble quil les doie tantost deuourer. Et a les yeux si mouuables et si estincellans, et change et mue moult souuent sa maniere. Et si a vne telle contenance que nuls ne lose regarder parfaitement. Elle semble telle fois est pres et lautre loing, et de li ist feu et fumiere et tant di punaisie que a painnes ne puet nulz endurer“, ebend., S. 390.

⁵⁵² „In midst of the vale under a rock is showed openly the head and the visage of a devil“, zit n. der Egerton Fassung, *Mandeville's Travels, op. cit.*, S. 197.

So muß von ihm wohl alle Trauer kommen.⁵⁵³

Durch seinen sprechenden Namen wird das „Tal der Teufel“ eindeutig – wenn auch nicht geographisch, so doch theologisch – als ein konkreter Ort bestimmt, der im christlichen Kosmos – wiewohl abgespalten, diesem entfremdet und sogar feindlich – seinen festen Platz hat. Die teuflischen Scharen, die lautstark „Trommeln, Pauken und Trompeten“ rühren und jeden töten, der das Tal nur aus schnöder Gewinnsucht betritt, sind unbeschadet ihrer orientalischen Perkussionsinstrumente keine exotischen Wunderwesen; indem sie jeden erwürgen, der Gott nicht in Ehrfurcht dient, erfüllen sie sogar einen unmittelbar einsichtigen Zweck. Die Ambivalenz, die bei Odorich der Szene anhaftet, ist in Mandevilles Text einer traditionellen *interpretatio christiana* gewichen. Den Künstlern, die den Text illustrierten, ist es daher offensichtlich auch nicht schwergefallen, ein passendes Portrait von jenem bei Odorich noch geheimnisvollen Schreckenshaupt zu entwerfen (Abb. 57, Abb. 58).

Im Unterschied zu Odorich ist Mandeville nicht allein, als er in die Gegend kommt, wo der schreckliche Höllenfuhl liegt. Der Ritter befindet sich in Begleitung einer veritablen Reisegruppe, der auch zwei Minoritenbrüder aus der Lombardei angehören, deren einen man – Ironie der Geschichte – lange Zeit mit Mandevilles literarischem Vorbild Odorich da Pordenone hat identifizieren wollen.⁵⁵⁴ Die kleine Reisegesellschaft befindet sich vor dem Eingang des Tales und diskutiert, ob man sich hineinwagen solle, gibt es doch keinen unmittelbaren Anlaß, das Tal zu durchqueren. Auf Anraten der beiden Minoritenfratres – es ist bezeichnend, daß der Vorschlag nicht vom Ich-Erzähler stammt, der sich eine so dominante Rolle keinesfalls anmaßt – wird man schließlich, nachdem man die Messe gehört und gemeinsam das Abendmahl genommen hat, das Tal der Teufel betreten. Überall liegen Gold, Silber und Edelsteine umher, doch im Gegensatz zu Odorich, der – da die christliche Bannformel die Macht des Götzenbildes gebrochen hatte – im Bewußtsein seiner Weltverachtung das Geschmeide in den Schoß nahm, hütet Mandeville sich vor jeder

⁵⁵³ „Quando noi fummo fatti tanto avante,/ Che al mio maestro piacque di mostrarmi/ La creatura ch’ebbe il bel sembiante,/ Dinanzi mi si tolse e fe’ restarmi (...) Lo imperador del doloroso regno/ Da mezzo il petto uscìa fuor della ghiaccia (...) S’ ei fu sì bel, com’egli è ora brutto, / E contra il suo fattore alzò le ciglia,/ Ben dee da lui procedere ogni lutto“, Dante, *Divina Commedia, Inferno*, 34. Gesang.

⁵⁵⁴ Der Eindruck, daß Mandeville gemeinsam mit Odorich gereist sei, entstand offenbar durch einen späteren Kopisten von Odorichs Itinerarium (Exemplar des Mainzer Domkapitels), der seine Abschrift mit den Worten begann: „Hier hebt an das Reisewerk des getreuen Bruders Odorich, des Begleiters des Ritters Mandevil

Berührung mit den gefährlichen Kleinodien, weil diese ihn womöglich von seinem festen Glauben ablenken könnten und er dann unverzüglich von den Teufeln ergriffen und erwürgt werden würde - ein Schicksal, das die zahllosen im Tal verstreuten Leichen eindrucksvoll vor Augen führen.

Der Gang der kleinen Gesellschaft durch das Tal der Teufel wird durch Horroreffekte angereichert, die noch über Jahrhunderte bis in kinematographische Zeit fortleben werden: der Weg, auf dem der Trupp wandert, wird immer schlechter und der Himmel immer dunkler; Angst und Grauen befällt die Reisenden; starke Windböen kommen auf und werfen sie nieder; in der Finsternis spüren sie um sich Getier, „Würmer“, auf denen sie ausgleiten, und sobald sie sich wieder erheben wollen, stürmen „schwarze Schweine“ auf sie ein und werfen sie erneut zu Boden; Blitze und Donner schleudern die zusehends entkräfteten, mühsam sich voranschleppenden Wanderer nieder; sie stolpern über Kadaver von Menschen, die ungeachtet ihres postmortalen Stadiums schauerliche Klagelaute von sich geben. Immer wieder werden die Reisenden aus dem Gleichgewicht gebracht, sie straucheln, stürzen und erhalten dabei heftige Schläge. Man versteht nunmehr auch, warum das Tal den seltsamen Beinamen „Val d’effondre“ trägt, läßt doch der Widersacher nichts unversucht, alle diejenigen, die es betreten, im buchstäblichen Sinn niederzuwerfen. Mandeville und seinen Begleitern schwinden endlich die Sinne: sie fallen in eine tiefe Ohnmacht. Während ihrer totenähnlichen Bewußtlosigkeit schauen die Reisenden, die sich vor Eintritt in das Tal gottlob durch die Einnahme des *Corpus Domini* gestärkt hatten, göttliche Mysterien, die nicht von dieser und nicht für diese Welt sind und von denen die franziskanischen Mönche ihnen später für immer zu schweigen gebieten. Als Mandeville und seine Begleiter von ihrer Reise durch jenseitige Gefilde schließlich wieder zu sich kommen, sind sie nicht mehr dieselben, die sie waren, bevor sie in das Tal zogen:

Jeder von uns war an einer anderen Körperstelle verwundet und hatte dort einen schwarzen Fleck, so groß wie eine Hand; der eine im Gesicht, der andere auf der Brust oder den Rippen, wieder ein anderer am Nacken. Ich wurde am Hals verletzt, so daß ich dachte, der Kopf werde mir

vom Nacken gerissen; und an dieser Stelle trug ich über achtzehn Jahre lang ein kohlschwarzes Zeichen. Viele Leute haben es gesehen.⁵⁵⁵

Im Unterschied zu Odorich, dessen Beschreibung von einer unauflösbaren Dichotomie zwischen dem Ich und den anderen, zwischen dem exemplarischen Christen und den Andersgläubigen ausgeht, ist Mandevilles Tal kein Ort der Ausgrenzung anderer Kulte, sondern der Bewährung des wahren Glaubens. Bereits die Bemerkung, daß unter den Leichen im Tal viele „als Christenmenschen“ gekleidet seien, die – wie Mandeville vermutet – aus purer Habgier diesen gefährlichen Ort betreten hätten, zeigt die in seinem Buch wiederholt formulierte Kritik an einer korrumpierten, inhaltsentleerten, eigennützigen Ausübung der christlichen *religio*. Es dürfte daher durchaus polemisch gemeint sein, wenn von Mandevilles Reisegruppe gleich fünf Repräsentanten aus Randgebieten der römischen Kirche spurlos im Tal der Teufel verschwinden:

Wir waren vierzehn, die das Tal betraten, doch kehrten nur neun zurück. Ob die übrigen unserer Kameraden verloren gegangen oder aber umgekehrt sind, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. In jedem Fall sahen wir sie seither nicht mehr. Es waren nämlich zwei Griechen und drei Spanier, die das Tal nicht mit uns gemeinsam hatten betreten wollen; sie nahmen einen anderen Weg, um uns voraus zu sein.⁵⁵⁶

Wenngleich der Ritter sich über das Verschwinden der Gefährten kein definitives Urteil erlauben will, liegt natürlich die Vermutung nahe, daß die „Griechen“ und „Spanier“ im Glauben nicht allzu gefestigt waren und deshalb den Würgeteufeln zum Opfer fielen. Während die Geisterstimmen der Wüste *Lop* den Reisenden aus der Gemeinschaft der Karawane entführten, ohne daß ein Motiv erkennbar würde, ist es hier die moralische Unzulänglichkeit des Individuums selbst, die dieses von der Kultgemeinschaft ausschließt und es dem Verderben anheimfallen läßt. Mandeville ist kein geweihter Priester, der sich

⁵⁵⁵ „Nous fusmes tous ferus en diuers lieux, et en ce lieu chascun si auoit vne noire tache du large dune main, lun ou visage, lautre en la poitrine, lun ou coste, lautre ou hasterel. Ie fu feru ou col, par telle maniere que ie cuidoie que la teste me fust desseuree du haterel; et la endroit ai ie porte lenseingne noire comme charbon plus de XVIII ans. Mainte personne la veue“, *Mandeville's Travels, op. cit.*, S. 392.

⁵⁵⁶ „(...) et y entrasmes nous nous xiiii. compaignons. Mais a lissir nous [n']estiemes que nous ix. compaignons. Et si ne peusmes onques sauoir lors se nos compaignons estoient perdus ou sil estoient retournez arriere; mais toutesuoies nous [ne] les veismes depuis. Car cestoient deux grigois et iii. espaignos, qui ne vouldrent point entrer avec nous, aincois alerent il par vne autre voie pour nous estre au deuant“, ebend., S. 391.

im Bewußtsein der Macht des heiligen Wortes auf die Konfrontation mit dem gestaltlos Fremden einzulassen und dadurch einer Leben und Seele bedrohenden Verstrickung zu entziehen vermag: der Ritter ist ein pilgernder Jedermann, eine Seele auf ihrem beschwerlichen Weg durch das irdische Jammertal teuflischer Anfechtungen, die sich im Fernen Osten offensichtlich materialisiert haben.

Im „Tal der Teufel“ – das sich als Kompilation unterschiedlicher Elemente der vorangegangenen Reiseliteratur erweist – und nicht bei den fernen Magog-Mongolen oder tradierten Wundervölkern erreicht Mandeville den äußersten Grenzbereich menschlicher Erfahrung. Der Gang durch die Gegenwelt des Teufels und seiner Scharen wird zum Ausgangspunkt mystischen Erlebens, von dem jedoch nicht gesprochen werden darf. Das Schweigegebot im Namen dessen, der sich dem Ich-Erzähler offenbart hat, entlastet letzteren von der Beschreibung seiner Vision, ohne deren Authentizität – oder die sprachliche Souveränität des Erzählers – in Frage zu stellen. Der Sprachohnmacht gegenüber dem Fremden und Anderen, wie sie im *Divisament* leitmotivisch wiederkehrt, korrespondiert bei Mandeville das bewußte Verschweigen persönlicher Erfahrung, die sich dennoch durch das „kohlschwarze“ Mal an seinem Körper sichtbar manifestiert. Mandevilles Gang durch den „val du dyable“ konstituiert – ausgehend von dem Abendmahl zu Beginn des Unternehmens – nicht nur eine Gemeinschaft von wahrhaft Gläubigen, die Gott in Ehrfurcht dienen, sondern verleiht mit dem individuellen Mal jedem von ihnen eine einzigartige und unverwechselbare Identität. Statt den Reisenden der Identität und Sprache zu berauben – eine Drohung, die sowohl von den Karaunen und den *espíriti* der Wüste Lop in Messer Marcos *Divisament* als auch von Odorichs steinernem Götzenbild ausgegangen war –, wird der Körper des Ich-Erzählers bei Mandeville (aus-)gezeichnet. Über achtzehn Jahre bleibt Mandeville das Mal erhalten, bis der schwarze Fleck sich in die hellste, reinste Stelle seines Körpers wandelt. Der dadurch symbolisierte Läuterungsprozeß des Protagonisten, zu dem offenkundig auch die Niederschrift seiner autobiographischen Erzählung gehört – deren Wahrheitsgehalt am Ende des Buches der Papst höchstpersönlich bestätigen wird –, stellt den Text in die Tradition einer religiösen Bekenntnisschrift. Die subjektive religiöse Offenbarung des Protagonisten, deren Bezug zur zeitgenössischen Mystik auf der Hand liegt, wird bei Mandeville in den zwischen Bedrohung und Verheißung oszillierenden Fernen Osten verlegt. Die schlagzeugspielenden Teufelchen repräsentieren jedoch im Unterschied zu den monströsen Völkerschaften nicht das Frem-

de, sondern das Böse *sui generis*. Mandevilles Beschreibung von dem „val du dyable“ bietet sich der allegorischen Ausdeutung geradezu an, und es verwundert daher nicht, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach John Bunyan zu seinem 1678 erschienenen Erbauungsbuch *The Pilgrims Progress from this world to that which is to come* inspiriert hat.⁵⁵⁷

Selbstredend ist auch in Mandevilles *Travels* von mönströsen Völkerschaften die Rede. Sie siedeln an den ihnen traditionell zugewiesenen Orten und sind daher vor allem auf den indischen Eilanden zu finden, die zum Herrschaftsbereich des Priesterkönigs Johannes gehören. Die Nachrichten von den Wundervölkern des Ostens werden von Mandeville nahezu vollständig aufgenommen; ohne eine eigenständige narrative Ausschmückung zu erfahren, werden sie in enzyklopädischer Vollständigkeit aufgelistet:

Und auf einer anderen Insel gegen Süden gibt es Leute von häßlicher Gestalt und schlimmer Natur, die gar keinen Kopf haben; die Augen sind an den Achseln, und ihr Mund, der wie ein Hufeisen gebogen ist, befindet sich auf der Brust. Auf einer anderen Insel findet man Menschen, deren Augen und Mund auf dem Rücken sitzen. Auf noch einer anderen Insel leben Leute ohne Augen, Nase oder Lippen; dafür haben sie zwei kleine runde Löcher anstelle der Augen und einen glatten Mund ohne Lippen und ein Gesicht, das so flach und leer ist wie ein Teller. Auf der nächsten Insel wohnen Menschen von häßlichem Aussehen, die eine so große Unterlippe haben, daß sie ihren ganzen Leib damit bedecken können, wenn sie in der Sonne schlafen. Auf einer weiteren Insel gibt es Menschen, die so klein wie Zwerge sind. Sie haben statt des Mundes ein kleines rundes Loch, und um sich zu ernähren, nehmen sie das, was sie essen und trinken, durch ein Rohr zu sich. Sie haben auch keine Zunge und sprechen daher nicht, sondern geben einander Zeichen, ganz so wie die Stummen, und auf diese Weise verständigen sie sich untereinander.⁵⁵⁸

⁵⁵⁷ Diese Vermutung äußert M. Letts im Vorwort seiner Mandeville-Ausgabe, *op. cit.*, Bd. I, S. 196, Anm. 1. *The Pilgrims' Progress from this world to that which is to come* schildert den Weg eines Pilgers mit dem sprechenden Namen Christian, der über mannigfaltige Stationen – den „Sumpf der Verzagtheit“, den „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ und eben auch das „Valley of the Shadow of Death“ – endlich den Eingang zur „Stadt Gottes“ finden wird.

⁵⁵⁸ „Et en vne autre ylle deuers mydy demeurent gens de laide estature et de mauuaise nature, qui nont point de teste et ont les yeux et les espaulles et la bouche torse comme vn fer de cheual et en my la poitrine. Et en

Die monströsen Völkerschaften sind vollzählig versammelt und sprachlich erfaßt. Ihre Autorität ist offenbar dermaßen gesichert, daß es keiner weiteren Beglaubigungsstrategien bedarf. Auch ihre ambivalente Abstammungsgeschichte wird in größtmöglicher Vollständigkeit referiert, wobei Mandeville gleich mehrere Traditionen kombiniert und die mißratenen Nachfahren Chams in Zusammenhang mit dem Riesengeschlecht der Genesis bringt. Nachdem Cham seines schamlosen Verhaltens wegen von seinem Vater Noah verflucht worden war, zeugte er den Riesen Nimrod, dessen weibliche Nachkommenschaft an den damals auf Erden verkehrenden Teufeln Gefallen fand, woraus Ungeheuer und mißgestaltete Menschen entstanden,⁵⁵⁹ die Vorfahren jener Heiden, „die auf den Inseln vor Indien leben“.⁵⁶⁰ Die Tartaren stammen Mandeville zufolge von Cham ab – „wie sich Cham Sohn Gottes und Herr der Erde nannte, so heißt auch der Kaiser von China Khan und Herr der Erde“ –, doch offenbar nicht aus der monströsen Linie Nimrods, denn daß die Mongolen körperlich mißgebildet seien, wird nicht erwähnt.

Eine heilsgeschichtliche *dynamis* besitzt die indische Antipodenwelt bei Mandeville nicht; sie zeichnet sich im Gegenteil sogar durch ein Moment tiefer Stagnation aus, auf dessen Ursache Mandeville recht ausführlich zu sprechen kommt. Während die Europäer nämlich unter dem Einfluß des Mondes, der zügig seine Umlaufbahnen durchmißt, geboren und daher zum Reisen und Erforschen fremder Länder prädestiniert sind, wird die indische Wunderwelt von dem Planeten Saturn bestimmt, einem Schwermut und Lethargie verbreitenden Gestirns, das in der astrologischen Fachliteratur des hohen und späten Mittelalters mit dem Orient in Verbindung gebracht wurde. Der Saturn – so resümiert der im Jahr 1495 in Augsburg erschienene *Schönspergersche Kalender* – steht „gän orient“ und

vne autre ylle y a des gens senz teste, et ont les yeux et la bouche par derrieres les espaules. Et en vne autre ylle y a gens qui ont la face toute plate et toute onuye senz yex, nes et senz bouche, fors ii. petis trous rons en lieu des yeux et vne bouche plate senz leures. Et en vne autre ylle y a genz de laide facon, qui ont la leure dessouz la bouche si grande que, quant il veulent dormir au soleil il cueurent toute leur face de leur leure dessouz. Et en vne autre ylle y a si petites gens comme nayns, et ont vn petit pertuis ou lieu de la bouche; et pour ce leur conuient il prendre ce quil manguent et boiuent par un busiel, et nont point de langue. Si ne parlent point, mais il font signe lun a lautre tout aussi comme muet, et ainsi entendent il lun lautre (...)", *Mandevilles Travels, op. cit.*, S. 344.

⁵⁵⁹ „Et dun sien filz nasqui Nemroth le iaiant, qui fu le premier roys qui onques fust ou monde, qui commença a fonder la tour de Babiloine. Et auecques ce les ennemis denfer venoient souuent couchier auecques leurs femmes de leur generacion et engendrerent diuerses gens et tous deffigurez, lun senz teste, lautre senz iambe, le tiers a vn oeil (...), ebend., S. 354.

⁵⁶⁰ „Et de celle generacion de Cham sont venuz les paienne gent et les diuerses gens qui sont es ylles de mer par toute Ayse“, ebend.

ist „kalt und trucken und der trägest an seinem lauff“. Da dieser Planet „unser natur in allweg feind“ sei, sind auch die in seinem Zeichen Geborenen von schlechtem Charakter, ja regelrechte *monstra* in Physis und Psyche, wie es bei ihrem kinderverzehrenden Stammvater auch nicht anders zu erwarten ist:

vnnnd ist ein planet böser leütt vnd vntugenthaffter, die mager schwarz vnnnd dürr seind vnd ist ein planet der mann dye nit bärt haben vnnnd weiß har, vnnnd die jre kleyder vnsauber tragen. Die kind dye vnder saturno geboren werden die werdent krumm an dem leybe vnd schwartz mit schwarzem har, vnd hörtt har auff dem haubt, vnnnd wenig har an dem bart, vnd mit einer schmalen Brust, vnd wirdt hässig vnnnd vntugenthafft vnd traurig, vnnnd hört geren vnreyne ding, vnd tregt lyeber vnsaubere kleyder denn schöne, vnnnd ist vnkeüshe, vnd mag nit wol mit frawen wandeln vnnnd kürtzweyl treyben, vnd hat auch von natur ale böse ding an. Die stund Saturni ist die stunde der boßheyt.⁵⁶¹

Mandeville betont vor allem einen dieser wenig anmutigen Wesenszüge, der die indischen Völkerschaften seiner Ansicht nach ganz besonders auszeichnet. Da der Saturn nämlich Trägheit, Regungslosigkeit und Apathie bewirkt, verspüren die Menschen im Fernen Indien – im Unterschied zum Europäer, den der Ritter geradezu vorbildlich repräsentiert – kein Bedürfnis, sich auf Reisen zu begeben und fremde Gefilde kennenzulernen:

In Indien und den umliegenden Ländereien gibt es mehr als fünftausend große und schöne Inseln, ohne jene zu zählen, die unbewohnbar oder aber zu klein sind, um der Erwähnung wert zu sein. Auf jeder Insel gibt es viele große und kleine Städte und Menschen ohne Zahl, denn die Inder sind so beschaffen, daß sie sich nie von ihrem Land fortbegeben, und daher gibt es auch so viele Leute dort. Denn sie sind nicht beweglich und rege, da sie unter dem ersten Klima, das Saturn zugehört, geboren sind. Saturn ist träge und wenig bewegt, denn er tritt seine Bahn durch die

⁵⁶¹ Die unter diesem Gestirn Geborenen sind nicht unbedingt mit den angenehmsten Eigenschaften ausgestattet. So resümiert der *Schönspergersche Kalender*, der 1495 in Augsburg erschien: „Der planet Saturnus ist der oberst vnnnd der größte vnd der vntugenthafftest, vnnnd ist kalt vnd trucken vnd der trägest an seinem lauff. Der planet ist vnser natur in allweg feind, vnnnd steet gän orient“, zit. n. R. Klibansky, E. Panofsky, F. Saxl, *Saturn und Melancholie*, S. 292.

zwölf Sternzeichen nur alle dreißig Jahre an, der Mond hingegen passiert sie jeden Monat. Und da Saturn so träge in seiner Bewegung ist, wollen die unter seinem Einfluß geborenen Leute sich nicht rühren und von einem Land in das andere bewegen. In unserem Land hingegen ist genau das Gegenteil der Fall.⁵⁶²

Die heilsgeschichtliche Dynamik, die den apokalyptischen Wundervölkern aus dem Osten einmal innewohnte, wird durch dieses wissenschaftliche Argument mikro-makrokosmischer Entsprechung entkräftet: die indischen Menschenmassen „ohne Zahl“ werden schon deshalb nicht als Heerscharen des Antichrist in Horden über das Abendland hereinbrechen, da solches Tun ihrem Temperament durchaus nicht entspräche. Die in Indien und der indischen Inselwelt siedelnden mehr oder minder monströsen Völkerschaften machen also keinerlei Anstalten, ihren angestammten Bereich jetzt oder in irgendeiner Zukunft zu verlassen.

Auch jenes bedrohliche Wundervolk, das sich im „pays tenebreus“ aufhält und das – wie jene *espíriti* der Wüste Lop – vor allem auf akustische Weise seine Präsenz bekundet, hat bei Mandeville seine Dämonie weitgehend eingebüßt. Aus jenem Landstrich, der – wie bereits sein Name verrät – ganz „von Dunkelheit erfüllt“ ist, „so daß man nichts zu sehen vermag und niemand wagt, dahin zu fahren“,⁵⁶³ ertönen bisweilen „Stimmen von Menschen, Rossewiehern und Hähnekrähen“, was auf berittene Wesen, womöglich auf ein Reitervolk schließen läßt. Zur Erklärung hat der Autor eine passende Legende zur Hand, denn im Unterschied zu den unheimlichen Karaunen, die in der Lage sind, tagelang Dunkelheit zu verbreiten, ist Mandevilles Land der Finsternis durch den besonderen Willen Gottes verdunkelt: Der persische Kaiser Schapur II. hatte versucht, die Christen seines Reichs zum Götzendienst zu zwingen, die sich indessen weigerten und die Flucht ergriffen. Der Kaiser verfolgte sie mit einem großen Heer, doch bevor er ihnen etwas zuleide

⁵⁶² „En Ynde et enuiron Ynde y a plus de v. mile ylles bonnes et grandes, senz celles qui sont inhabitables et senz autres petites pluseurs dont on ne puet faire mencion. En chascun ylle y a grant foison de cites et de villes et de genz senz nombre; car Yndoïs sont de telle maniere quil nyssent point de leur pays, et pour ce y a grant multitude de gens. Car il ne sont point mouuables, pour ce quil sont au premier climat, qui est de Saturne, et Saturne est tardif et pou mouuable, car il demeure a faire son tour par les xii. signes lespace de xxx. ans, et la lune passe les xii. signes en i. mois. Et pour ce que Saturnes est de si tardif mouuement, pour ce ont les gens de son climat nature e uolente que il ne quierent point de mououir de pays en autre. Et en nostre pays est tout au contraire“, *Mandevilles Travel's, op. cit.*, S. 321.

tun konnte, stand der Herr seiner bedrängten Gemeinde bei und hüllte die Frevler in eine dichte Wolke, so daß sie alle „in dieser Finsterheit blieben und niemand mehr sie verlassen konnte“.⁵⁶⁴ Die Gotteswolke, die schon de Brida zufolge die apokalyptischen Völker zurückgehalten hatte, dient also auch hier dazu, die Christenheit vor ihren Feinden zu schützen.

Ganz anders verhält es sich mit einem Volk, das eine geradezu beunruhigende Mobilität und Geschäftigkeit an den Tag legt. Auch dieses Volk hat in der Reiseliteratur über den Fernen Osten eine gewisse Tradition. Seine Beschreibung leitet bei Mandeville den Abschnitt über das Land des Priesterkönigs ein, wodurch es bereits deutlich in den Kontext der Wundervölker gestellt wird. Der Franziskaner de Brida hatte bei seiner Bearbeitung der *Ystoria Mongalorum* des Plano Carpini die im Kaukasus eingeschlossenen apokalyptischen Völkerschaften zu Juden erklärt, und Wilhelm von Rubruk waren in dieser Gegend viele Juden aufgefallen, wenngleich er über die jüdischen Endzeitstämme nichts in Erfahrung zu bringen vermochte. Mandeville wird nunmehr auf die Legende von den „inclusi iudei“ ausführlich zu sprechen kommen, wobei er sich auf die *Historia Scholastica* bezieht, aber einige aufschlußreiche Änderungen einflicht: Das Verlies, in dem Alexander die „jüdischen Stämme, die Gog und Magog heißen“, dank der Hilfe Gottes in den Bergen eingeschlossen hat, ist nicht hermetisch verriegelt, sondern auf einer Seite – nämlich zum Kaspischen Meer hin – offen. Nun ist dieser „mer de Caspille“ kein eigentliches Meer, sondern (wie bereits Rubruk konstatiert hatte) ein Binnensee, der allerdings so groß ist, daß die eingeschlossenen Juden ihn nicht zu überqueren wagen. Auch haben die Juden gar kein anderes Land als eben jenen Gefängnisplatz in den Bergen, für den sie obendrein der Königin von Amazonien, die sie aufmerksam bewacht, Tribut zahlen müssen.⁵⁶⁵ Zwar

⁵⁶³ „En ce royaume de Labeyhas il y a vne grande merueille, car vne prouince de ce pays (...) qui est toute couuerte de tenebres senz nulle clarte, si que nuls ne peut veoir quelle chose ce est ne nuls ny ose entrer“, Mandeville, *op. cit.*, S. 377.

⁵⁶⁴ „(...) demourerent il tous quoy en ces tenebres, que onques puis nen issirent“, ebend., S. 377.

⁵⁶⁵ Offenbar hat bereits Albertus Magnus, *Compendium theol. verit.* 7, 11 (Ausgabe v. Borgnet, Bd. 34, S. 243f) auf dieses Tributverhältnis zwischen Amazonen und Juden hingewiesen, vgl. *Lexikon des Aberglaubens*, Artikel: Gog und Magog. Laut Roger Bacon, *Opus Maius*, VI, 3, Bd. 2 und *Epistola de secretis operibus* c. 11 (hrsg. von R. S. Brewer, London 1859) sind die Amazonen Mütter der Minotauren, Kentauren sowie anderer wilder Ungetüme, die ihnen bei der Schlacht voranziehen, so daß „die Amazonen jedes Heer mehr durch Anblick der monstra als Waffen besiegten“, zit. n. J. Fried, *op. cit.*, S. 329. Noch der berüchtigte NS-Ideologe und Vorsitzende des „Kampfbundes für Nationalsozialistische Kultur“, Alfred Rosenberg, scheint auf diesen Zusammenhang zwischen Juden und Amazonen zu rekurrieren, wenn er eine jüdisch-feministische Weltverschwörung gegen das „nordisch, asexuelle heldenhafte Geschlecht der Griechen und Arier“ vermutet. Während die Juden das dionysisch-vorderasiatische Erbe mit orgiastischen Ausschweifungen und der daraus resultierenden Verweichlichung angetreten hätten, würden die modernen „Emanzipierten“ die

gelingt es bisweilen dem ein oder anderen, über die Berge zu entkommen, allein als Kollektiv können die Juden nicht entweichen, da die Berge sehr hoch und steil sind und nur ein äußerst schmaler Pfad hinausführt, den einst die Mannen von Alexander in das Gestein gebrochen hatten. Hinter diesem nun liegt eine Wüstenei, die von allerlei giftigem Getier und und Drachen bewohnt wird. Und sollte einem kaspischen Juden dennoch die Flucht glücken, so stößt er Mandeville zufolge auf ein vorerst noch schwerwiegendes Hindernis:

Manchmal entkommt einer von ihnen, doch da sie keine andere Sprache als Hebräisch sprechen, können sie sich nicht mit anderen Leuten verständigen. Doch sagt man, daß sie zur Zeit, da der Antichrist kommen wird, ein großes Gemetzel unter den Christen anrichten werden. Die Juden, die über die ganze Welt verteilt sind, lernen Hebräisch in der Hoffnung, daß sie sich mit denen aus den Kaspischen Bergen verständigen können, wenn diese ausbrechen. Und in dieser Sprache unterrichten sie ihre Kinder, um die Christenheit zu zerstören.⁵⁶⁶

Die geschichtliche *dynamis* der apokalyptischen Endzeitvölker manifestiert sich bei Mandeville nicht in den monströsen Völkerschaften, nicht in den mächtigen Magog-Mongolen, nicht in den melancholisch temperierten Indern, sondern in den über alle Welt verstreuten Juden. Die Bedeutungsverschiebung von den zehn exilierten jüdischen Stämmen, von denen die *Historia Scholastica* sprach, auf die Juden insgesamt, die daraus folgende Analogie zwischen apokalyptischen Heerscharen des Antichrist und Juden sowie die Behauptung, daß sich diese zur Vorbereitung ihrer Anschläge auf die Christenheit einer Geheimsprache bedienen, die von niemand anderem verstanden werde, muten unbehaglich genug an. Während Mandeville diese Geschichte mit ihrer deutlich antisemitischen Tendenz zunächst noch in der unpersönlichen Form „si dist on“ wiedergibt, wird er sich

Tradition der durch „Geschlechtsenthaltung rasend gewordenen“ Amazonen fortsetzen, die, nachdem sie von den Jasoniten unterworfen worden waren, in ein hemmungsloses Hetärentum verfallen seien, vgl. G. Huster, *Die Verdrängung der femme fatale und ihrer Schwestern*, in: *Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus*, Ausstellungskatalog, Berlin 1987, S. 485.

⁵⁶⁶ „Et combien que aucun en isse aucune fois, si ne sceuent il nul langaige fors Ebrieu, dont il ne sceuent parler as gens. Et non pour quant si dist on quilz istront hors au temps que Antecrist venra, et quil feront grans occisions de Crestiens. Et pour ce les Iuys qui demeurent par toutes terres aprennent a parler Ebrieu, sur ceste esperance que ceuls des montaignes de Caspille, quant ilz istront hors, que ilz sachent parler a

bei seinem Besuch der fernen indischen Inselwelt höchstpersönlich von der Wahrscheinlichkeit dieser Erzählung und dem ganzen Ausmaß jüdischer Bosheit überzeugen können. Denn die Juden, welche emsig bemüht sind, den ganzen Erdkreis bis zu den entferntesten Rändern mit den Fäden ihres Verschwörungsnetzes zu überziehen, sind bereits auf den abgelegenen Inseln im fernen Indien präsent und sinnen auf Mittel und Wege, die Christenheit zu verderben, wie ein von Mandeville berichteter Vorfall auf der Insel *Panthey* eindeutig belegt.⁵⁶⁷

Die Beschreibung der Insel und der dort üblichen, für Europäer allerdings ungewöhnlichen Praxis, Wein und Mehl zu gewinnen, scheint auf Marco Polo zurückzugehen. Dieser hatte berichtet, daß man im Königreich *Samatra* die Äste einer Art Dattelpalme abzutrennen pflege, da aus den Schnittstellen überaus wohlschmeckender Wein tropfe. Eine ähnliche „mervoille“ berichtet der *Divisament* vom Königreich *Fansur*, wo es dicke und große Bäume gebe, unter deren Rinde sich feines und sehr schmackhaftes Mehl befinde, das dem Ich-Erzähler offenkundig wohl gemundet hat: „car je voç di que nos meesmes les provammes aseç, car nos en menuiames plusors foies“.⁵⁶⁸ Auch Odorich erzählt von der erstaunlichen Gewinnung des Mehls – bei dem es sich wahrscheinlich um die aus Maniokknollen gewonnene und als Sago bekannte Stärke handelt – und lobt das Brot, das daraus gebacken werde und von dem er selbst gegessen habe: „ (...) et tunc faciunt de ipsa quicquid volunt, sive cibum, sive panem multum bonum, de quo ego Fr. Hodoricus iam comedi“.⁵⁶⁹ Auf derselben Insel wachsen Odorich zufolge auch Bäume, die Honig, und andere, die ein tödliches Gift hervorbringen. Letzteres sei nur durch die Einnahme menschlicher Exkremete zu neutralisieren.

Wein, Mehl (respektive Brot), Honig und Gift – eben dies sind die Produkte, die Mandeville zufolge auf der Insel *Panthey* an den Bäumen wachsen. Das Gift ist besonders gefährlich, weil es durch keinerlei – auch nicht durch ein noch so unappetitliches – Antidot zu bekämpfen sei; nur eine homöopathische Dosierung derselben Substanz vermag dem Vergifteten das Leben zu retten:

eulz. Et de ce langaige ilz entroduisent leurs enfans pour crestiente destruire“, *Mandeville's Travels*, *op. cit.*, S. 381-382.

⁵⁶⁷ s. Anm. 296

⁵⁶⁸ Marco Polo, *op. cit.*, S. 548.

⁵⁶⁹ Odoricus de Portu Naonis, *op. cit.*, XIV, 2.

In diesem Land wachsen Bäume, die Mehl tragen, aus dem man gutes, wohlschmeckendes Weißbrot macht. Es scheint aus Weizen zu sein, hat aber einen anderen Geschmack. Es gibt auch andere Bäume, die tragen guten, süßen Honig, und andere, die tragen Wein, und andere, die tragen Gift. Gegen das Gift gibt es keine andere Medizin als diese eine: die Blätter desselben Baumes zu nehmen, sie mit Wasser anzurühren und dann zu trinken. Ansonsten wird man bereits nach kurzer Zeit sterben, denn kein Heiltrank und keine andere Medizin helfen hier.⁵⁷⁰

Sobald das Gift also außerhalb der Insel zur Anwendung kommt – so wird man aus diesem Passus schließen dürfen –, gibt es keine Rettung mehr. Vor diesem Hintergrund läßt sich die ganze Perfidie ermessen, die sich auf der Insel *Panthey* zugetragen hat:

Nach diesem Gift hatten in diesen Jahren die Juden geschickt, um die gesamte Christenheit zu vergiften, wie ich sie selbst vor ihrem Tod habe gestehen hören. Doch dank der Gnade Gottes schlug ihr Anschlag fehl. Dennoch gab es viele Todesfälle.⁵⁷¹

Mandevilles Erinnerung an die indische Insel gilt also keinesfalls genossenen Gaumenfreuden. Das „bon pain et blanc et de bonne saueur“, der Wein und der Honig der Insel gewinnen im Kontext von Mandevilles Erzählung eucharistische Bedeutung: der jüdische Giftanschlag gilt nichts geringerem als dem – in der zeitgenössischen Mystik häufig so bezeichneten – „honigsüßen“ *Corpus Domini* und daher der Christenheit insgesamt.⁵⁷² Mandevilles geschicktes Arrangement gebraucht die exotische Gewinnung von Naturalien nur noch als Kulisse. Mit der Autorität des Augenzeugen soll das unerhörte Attentat beglaubigt werden. Es scheint jedoch, daß Mandeville sich auch hier bereits existierender

⁵⁷⁰ „Et si a des autres arbres qui portent miel bon et doulz, et des autres qui portent vin, et des autres qui portent venin. Contre ce venin ne faut medicine que vne seule, et cest que on prent de son propre fiens et le destrempe on en eaue et puis tantost boire, ou on mourroit en leure; car triacle ne autre medicine ny vault riens, fors ceste.“, Mandeville, *op. cit.*, S. 337.

⁵⁷¹ „De cesti venin auoient enuoie querre les luyfz vn de ces ans pour empoisonner toute crestiente, si comme ie leur ay oy dire a la mort en leur confession. Mais Dieu grace ilz faillirent a leur propos. Neentmoins si en furent il grans mortalites“, ebend.

⁵⁷² Christus wird in der mittelalterlichen Mystik häufig als „Honig“ oder aber „Honigwabe“ apostrophiert und die Einnahme des *corpus Dei* dementsprechend als „honigsüß“ charakterisiert.

textlicher Vorlagen bediente.⁵⁷³ So waren 1321 in Frankreich Juden verdächtigt worden, im Auftrag der Sarazenen mittels einer Substanz aus Menschenblut, Urin, Kräutern und einer zuvor geschändeten Hostie Brunnen vergiftet zu haben. Auch in diesem Fall hatten die Juden vor ihrem Tod (und selbstredend unter Einwirkung der Folter) ihre Untat gestanden, und dabei war auch ein Brief ans Licht gekommen, in dem die Juden einem orientalischen Herrscher, der sie mit dem Giftanschlag beauftragt hatte, von ihren Erfolgen in Kenntnis setzten. In Brunnen, Quellen, Zisternen und Flüsse, so heißt es,

schütteten wir (...) Pulver, um die Christen auszurotten. Bei dieser Unternehmung ließen wir uns von den Aussätzigen helfen. (...). Nun schickt uns Gold und Silber; das Gift hatte noch nicht ganz die gewünschte Wirkung, aber wir hoffen, es beim nächsten Mal (...) besser zu machen.⁵⁷⁴

Wenngleich nicht eindeutig gesagt wird, daß Mandeville sich auf genau diesen Fall bezieht, ist der terroristische Zusammenhang unverkennbar. Da die ersten Versuche offenbar nicht hinreichend effizient waren, hat man die Glaubensbrüder auf der Insel Panthey um ein stärkeres Gift gebeten, dessen Transport nach Europa gottlob noch rechtzeitig unterbunden werden konnte. Während der Aufdeckung dieser weltweiten Verschwörung war der Ritter Mandeville persönlich zugegen; er kann also, was Herkunft und Bestimmung der tödlichen Substanz angeht, präzise Auskunft geben und insofern bestätigen, daß es mit dem Vorwurf der Brunnenvergiftung seine Richtigkeit hat. Damit aber konstatiert er zugleich eine apokalyptische Gefahr, die sowohl im Innersten der christlichen Gemeinschaft als auch an den äußersten Rändern der Welt lauert. Schon zuvor hatte Mandeville die im Kaukasus eingesperrten Gog- und Magog-Völker eindeutig als Juden identifiziert, wobei er sich auf jene Tradition zu beziehen scheint, die in den apokalyptischen Völkern die von Salmanassar exilierten jüdischen Stämme vermutete. Brisant aber ist der ausdrückliche Hinweis, daß die Juden im Kaukasus, die am Ende aller Zeiten als apokalyptische Heerscharen ihr Gefängnis verlassen und über das Abendland hereinbrechen werden, mit den in Indien und Europa und in aller Welt ansässigen Juden eine teuflische Ökumene bilden, die sich zum Untergang des Christentums verschworen hat. Diese Auffassung, die eine Vereinigung aller jüdischen Gemeinden zu einer unheili-

⁵⁷³ vgl. zu den nachfolgenden Ausführungen F. Battenberg, *Das europäische Zeitalter der Juden*, Bd. I, S. 123-166, L. Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus*, H. Peter-Röscher, *Mythos Menschenfresser*, S. 87-102.

gen Allianz sowie eine Beteiligung sämtlicher Juden an dem auch geschichtlich signifikanten Zusammenspiel antichristlicher Aktivitäten voraussetzt, korrespondiert den seinerzeit kursierenden Ritualmordsagen und Kreuzigungslegenden, denen zufolge Juden christliche Knaben entführen, sie foltern und beschneiden, dabei verspotten – „Nym hin du gehangner Jhesu also haben di ettwen unser eltern gethan. also sollen alle cristen in hymel, auff erden und meer geschend werden“⁵⁷⁵– und schließlich kreuzigen oder aber sie mästen, schlachten und ihr Blut zu medizinischen Tinkturen verarbeiten würden. Ähnliche Freveltaten sollten die jüdischen Gemeinden auch gegenüber Hostien und Reliquien – als *pars pro toto* der christlichen *religio* – begehen. Diese im 14. Jahrhundert erhobenen Vorwürfe religiös motivierter Untaten gegen das Christentum lassen erstmals den Gedanken einer Kollektivschuld virulent werden, der den internen Genozid an Juden rechtfertigen soll. Mandeville wird dieser Vorstellung weitere Argumente an die Hand geben. Die Verschiebung von den apokalyptischen jüdischen Stämmen des Kaukasus auf die Juden im allgemeinen sowie die Behauptung einer jüdischen Geheimsprache, die den Juden am Ende der Zeit als Erkennungsmerkmal dienen wird, dürften in dieser Form die vielleicht einzigen genuinen Erfindungen des großen Kompilators sein, der dem Puls seiner Zeit sehr nahe war und diesen womöglich zu beschleunigen hoffte. Die Widersacher des Christentums *sui generis* – die Juden – erweisen sich in den *Travels* als das eigentlich apokalyptische Volk.

Die Wunderwelt des Osten mit ihren monströsen Völkerschaften, Menschenfressern und anderen *mirabilia* kann durch diese Wendung entlastet und aus ihrem eschatologischen Kontext entlassen werden. Sie ist in das unbewegliche Indien gebannt, wo man sie aufsuchen und bestaunen kann, ein geographisch ausgebreitetes Wunderkabinett auf dem Antipodenkontinent zu unseren Füßen, das dem Reisenden bei seiner Erfassung der Welt gefahrlos zur Disposition steht. Angstfrei ge-

⁵⁷⁴ zit. n. C. Ginzburg, *op. cit.*, S. 51.

⁵⁷⁵ *Schedelsche Weltchronik*, *op. cit.*, Blatt CCLIV. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebten die Judenmassaker – oftmals angestachelt von den Hetzpredigten besonders eifriger Bettelmönche – einen weiteren traurigen Höhepunkt. Dies zeigt besonders eindrücklich auch der in der *Schedelschen Weltchronik* geschilderte und illustrierte Fall des Simon von Trient. Am Gründonnerstag des Jahres 1475 war der kleine Gerbersohn spurlos verschwunden. In der Nacht von Ostersonntag auf Ostermontag fanden in der Stadt ansässige Juden den Leichnam des Kindes in einem Teich in der Nähe der Synagoge. Die gesamte jüdische Gemeinde wurde des Ritualmordes angeklagt, der Folter unterworfen, verurteilt und hingerichtet. Der Bischof der Stadt konfiszierte das jüdische Vermögen, S. F. Battenberg, *op. cit.*, S. 160-161. Die *Schedelsche Weltchronik* schildert die Geschichte mit deutlichem Wohlgefallen; die Illustration zeigt den kleinen Simon, der – in der Pose des Gekreuzigten – von einigen Juden festgehalten und mit Nägeln (auch dies eine Anspielung auf die Kreuzigung) gestochen wird, während ein anderer Jude namens „Moyses“ ihm „sein mälich

worden, können die *curiositates* – wie in den Illustrationen der Mandeville-Ausgaben (Abb. 55, Abb. 56) oder der *Schedelschen Weltchronik* (Abb. 1) – sich einzeln oder pärcchenweise, nach der neuesten Mode gekleidet und mit zierlichen Gesten lächelnd präsentieren. Die potentiellen Gottesknechte und apokalyptischen Heerscharen sind damit vorerst zum Stillstand gebracht. Ihre geschichtliche Dynamik hat sich jedoch nicht erschöpft. Die Hoffnungen und Ängste, die mit den Wundervölkern des Ostens verknüpft waren und deren Ambivalenz prägten, nehmen eine andere Richtung. Die defensive Haltung der Gesandten und Reisenden schlägt um in eine expansive Suche und Aneignung jener utopischen, mit unermesslichen Reichtümern versehenen Wunderwelt, in der keine Heerscharen des Antichrist mehr zu gegenwärtigen sind. Indem sie sich nach Westen wenden und damit die Bewegung der apokalyptischen Völker nachvollziehen, werden die Konquistadoren sich nunmehr anschicken, die Wundervölker jenseits des Atlantischen Ozeans zu unterwerfen, um die Wunder des Ostens realiter in Besitz zu nehmen.

glidlein“ abschneidet. Über den Köpfen sind charakteristische jüdische Namen zu lesen. Das Kind wurde im Jahr 1588 heiliggesprochen, erst im Jahr 1965 wurde die Heiligsprechung widerrufen.